Der Ottfried: umsonst
Ausgabe 90
14.5.2014 / Jahrgang 19

OTTFRIED.

Die Bamberger Studierendenzeitschrift

EXTRA
6 Seiten zur Hochschulwahl

Grenzerfahrungen

ausgesprochen - ausgeraubt- abgebogen - angespannt
ausgeträumt - angezählt - angepasst

Die Formel für **schlaue Studenten**

WÖHRL + **STUDENTEN**AUSWEIS =

10%

PREIS**NACHLASS***!

BIS **31.12.2014**

*Der **Studentenrabatt** ist nur in Deinem **WÖHRL Haus Bamberg** gültig. Er ist nicht mit anderen Gutscheinen oder Rabattaktionen kombinierbar. Er gilt nicht für Änderungen, andere Serviceleistungen und besonders gekennzeichnete Artikel. Eine Barauszahlung ist nicht möglich. Nur gültig bis **31.12.2014**. Mitarbeiter der Firma WÖHRL sind von der Aktion ausgeschlossen.

Bei uns bekommst Du bei Deinem Einkauf unter Vorlage des gültigen **Studentenausweises** bis zum **31.12.2014 10% Preisnachlass***!

WÖHRL

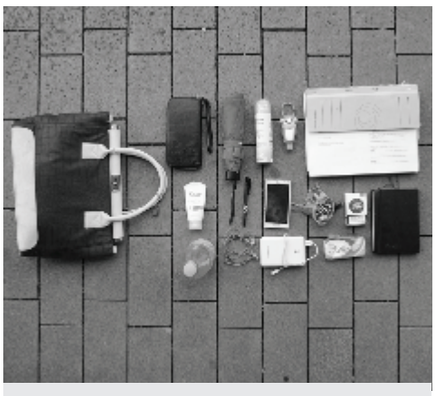
MODE & SPORT MIT STARKEN MARKEN

Bamberg • Maximiliansplatz 8-12 • 96047 Bamberg

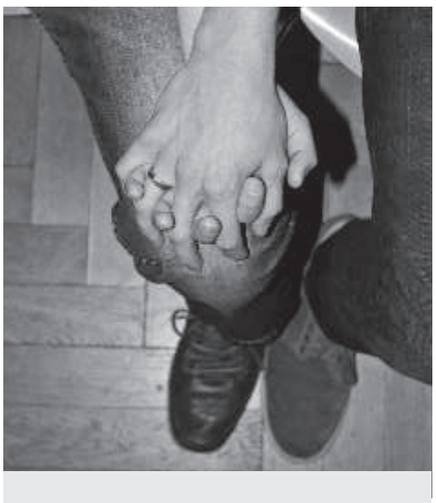
Mo bis Sa von 9.30 bis 19.00 Uhr • www.woehrl.de

Rudolf Wöhrl, d.H.d.M. GmbH & Co. KG • Lina-Ammon-Straße 10 • D-90471 Nürnberg

Angezählt
Ein Student ist Einstecken gewohnt, sein erster Boxkampf treibt ihn dennoch ans Limit. **22**



Ausgepackt
Fünf Studentinnen packen aus. Errätst du wem welche Handtasche gehört? **40**



Ausgesprochen
Vom Sprung über den eigenen Schatten, einer konservativen Großmutter und prominenten Geständnissen. **12**

Potpourri

Impressum/Editorial 4
Studentisches Engagement 5

Hochschulwahlen

Die Krux mit dem Kreuz 6

Titel

Ausgesprochen 12
Ein Student outet sich
Ausgeraubt 14
Ein Student wehrt sich
Abgebogen 16
Ein Student überlebt
Aufgeatmet 18
Eine Studentin hat Angst
Aufgewühlt 20
Eine Studentin ist machtlos
Angezählt 22
Ein Student geht K.O.
Angepasst 24
Eine Studentin ist Mama
Angefragt 26
Studierende über Grenzen

Studium

Unisport ausprobiert 28
Lindy Hop
Ein Herbst in Brüssel 30
Praktikum im EU-Parlament

Leben

Das Bamberg ABC 32
Alles, was man in seinem Studium tun sollte
The Chance to Change 34
Von vegetarischen Dönern und der Côte d'Ivoire

Kultur

Bamberg für Fortgeschlemmte 36
Stadtführungen ausprobiert
Kulturelle Köstlichkeiten 37
Die Redaktion rezensiert
Warum wir lieben, was wir tun 38
Lars und Till haben wenig zu klagen

Das Letzte

Ausgepackt 40
Wem gehört welche Tasche?
Dramblpfädla 41
Abgekürzt
Dinge, die Bamberg nicht braucht 42
Die Fußgängerampel am Obstmarkt
Filmrätsel 43
Mach mit und gewinne Kinokarten

Die Krux mit dem Kreuz
Warum wir Studierende die Hochschulwahlen im Regen stehen lassen. **06**

Abgebogen
Wie Christophe Woehrle dem Tod noch mal von der Schippe sprang. **16**

Dinge, die Bamberg nicht braucht
Die Fußgängerampel am Gabelmoo: Von braven Bürgern und Gesetzesbrechern im Bamberger Rotlichtmilieu. **42**

Impressum

OTTFRIED. Die Bamberger Studierendenzeitschrift erscheint zwei Mal im Semester, jeweils im Mai und Juli beziehungsweise im Dezember und Februar. Zusätzlich erscheint zum Wintersemester eine Erstsemester-Ausgabe.

Herausgeberin und Redaktion verstehen OTTFRIED als unabhängiges Organ, das keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet ist. Für namentlich gekennzeichnete Artikel übernimmt der Autor die Verantwortung.

Herausgeberin und V.i.S.d.P.: Jana Zuber

Chefredaktion:
Julia Henning und Fabian Swidrak

Bild-Chefredaktion: Miriam Fischer

Layout-Chefredaktion: Jana Zuber

Chefredaktion Online:
Anita Richtmann und Fabian Swidrak

Finanzverantwortliche: Isabella Kovács

Anzeigen: Daniela Walter

Redaktionsanschrift:
OTTFRIED
c/o Jana Zuber
Balthasargässchen 1
96049 Bamberg

E-Mail: ottfried@ottfried.de
Internet: www.ottfried.de

Layout und Redaktion:
Marie-Luise Bartsch, Sebastian Burkholdt, Konstantin Eckert, Tim Förster, Lisa M. Giersch, Manuel Grygier, Larissa Günther, Tobias Herbst, Arthur Hiller, Patricia Kas, Maximilian Krauss, Helen Krueger-Janson, Marie-Louise Landsberger, Jonas Meder, Sabrina Nell, Timotheus Riedel, Julian Rodemann, Andreas Rossbach, Natalie Schneider, Ralf Stöcklein, Katharina Stuch, Tanja Telenga, Jana Vogel

Titelbild:
Miriam Fischer, Anita Richtmann und Daniela Walter

Editorialbild: Maximilian Krauss

Bilder im Inhaltsverzeichnis:
Larissa Günther, Maximilian Krauss, Jana Zuber

Redaktionsschluss: 3. Mai 2014

Druck:
creo Druck & Medienservice
96052 Bamberg

Auflage: 3.000 Stück

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

„Wo immer wir an eine Grenze zu geraten und festen Fuß zu fassen vermeinen, gerät sie in Bewegung und entgleitet uns.“ – Blaise Pascal hat das mal gesagt. Kein Wunder, hatte man sich doch zu seiner Zeit gerade dazu durchgerungen, den Mythos von der Erde als Scheibe zu verwerfen.
In mancherlei Hinsicht scheinen einige von uns heute noch im Mittelalter festzusitzen. Sie stoßen an Grenzen, wenn sie morgens ohne Kaffee in den Tag starten oder in einer Woche zwei Referate vorbereiten sollen. Andere dagegen wissen, was es heißt, an Grenzen zu stoßen. Einige dieser Menschen haben uns von ihren Erlebnissen erzählt. Christophe Woehrle zum Beispiel, der von seinen Ärzten quasi für tot erklärt wurde und dessen Geschichte dann eine dieser wundersamen wurde, die das Leben manchmal schreibt.

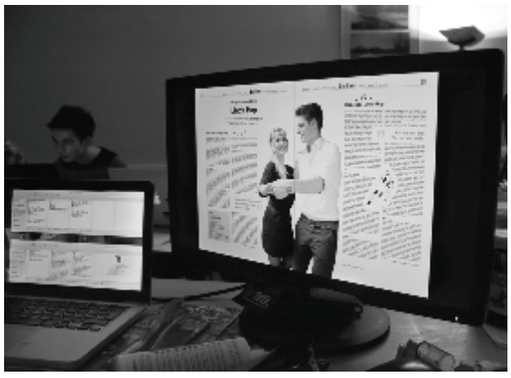
Anwesenheitspflichten, Prüfungsordnungen und überfüllte Hörsäle: Hört auf zu jammern, hört auf zu motzen, setzt euer Kreuz. Geht zur Hochschulwahl am 03. und 04. Juni. Dass wir Studierenden im entscheidenden Gremium der Hochschulpolitik spektakulär unterrepräsentiert sind, ist traurig. Dass die Wahlbeteiligung unter uns Studierenden zuletzt bei 13 Prozent lag, kaum besser. Legitime Wahlsieger sehen anders aus. Wir wollen, dass sich das ändert und haben uns dem Thema gewidmet – auf sechs äußerst lesenswerten Sonderseiten.

„Zu unserer Natur gehört die Bewegung; die vollkommene Ruhe ist der Tod.“ Auch das hat Blaise Pascal mal gesagt. Umblättern, Freunde!

Mitmachen!

Du vermisst deinen Namen im Impressum? Dann komm einfach zu unserer Redaktionssitzung: jeden Montag um 20 Uhr in der KHG (Friedrichstraße 2).
Mitmachen ist ganz einfach! Du kannst bei uns Schreiben, Fotografieren und Layouten (lernen) – du brauchst keine Vorkenntnisse.
Keine falsche Scheu! Komm einfach vorbei. Wir freuen uns immer über neue Gesichter.
Ein Einstieg beim Ottfried ist auch während des Semesters sehr gut möglich. Falls du noch Fragen hast, schick einfach eine Mail an ottfried@ottfried.de.

OTTFRIED.
Die Bamberger Studierendenzeitschrift



Studentisches Engagement

Die studentischen Gremien und hochschulnahen Gruppen der Uni Bamberg freuen sich immer über neue Gesichter und motiverte Leute. Wenn also jemand dein Interesse geweckt hat, dann schreib einfach eine Mail oder schau mal vorbei.
Hier alle Gruppen mit ihren regelmäßigen Sitzungen und Kontakten:

Studentische Gremien

Fachschaften und Studentischer Konvent		
Fachschaft GuK	Mi, 20:00, Schwanenhaus	fachschaft.guk@uni-bamberg.de
Fachschaft HuWi	Mi, 20:30, Marcushaus	fachschaft.huwi@uni-bamberg.de
Fachschaft SoWi	Mo, 18:00, F21/00.018	fachschaft.sowi@uni-bamberg.de
Fachschaft WiAi	Mi, 18:00, WE5/02.020	fachschaft.wiai@uni.bamberg.de
Studentischer Konvent	Treffen flexibel.	studierendenvertretung@uni-bamberg.de
Referate der Studierendenvertretung für		
Antirassismus & Antifaschismus	Mi, 19:00, Balthasar	antirarefbamberg@gmx.de
Gleichstellung	Treffen flexibel.	gleichstellungsreferat@gmx.de
HiWi-Angelegenheiten	Treffen flexibel.	hiwi.bamberg@googlemail.com
Hochschulpolitik	Di, 20:00, Balthasar	verteiler%hopo-bamberg@gmx.de
Kultur	Mi, 20:00	mail@kontakt-bamberg.de
Lehramtsangelegenheiten	*Do, 11 Uhr, Markushaus	lehramtstreff@gmx.net
Soziales	Fr, 15:00, Balthasar	Sozialreferat@studierendenvertretungbamberg.de

Hochschulnahe Gruppen

AKs und Uninah		
AK Orient	Di, 18 Uhr, U11, 1. Stock	ak-orient@posteo.de
AK Politik	Treffen flexibel.	kontakt@akpol.de
AK Slavistik	Treffen flexibel.	
AK Soziologie	Treffen flexibel.	info@ak-soziologie.de
Art East	Treffen flexibel.	über Facebook
BLLV	*Di, 20:00, Markusplatz 14a	bamberg@lsg.bllv.de
HSG WiPäd	Treffen flexibel.	hsg.wipaed@uni-bam
Helfen		
Amnesty International	Di, 20:30, Balthasar	amnesty-bamberg@gmx.de
Arbeiterkind.de	°Di, 20:00, Immerhin	bamberg@arbeiterkind.de
Attac	°Mo, 20 Uhr, KHG	bamberg@attac.de
Change e.V.	Di, 20:00, KR12/00.16	info@chancengestalten.de
Enactus	Treffen flexibel.	info@bamberg.enactus.de
Greenpeace	*Mi, 19:00, Scheinbar	info@bamberg.greenpeace.de
Hand des Menschen	Mi, 20:00, Schwarzes Schaf	info@handdesmenschen.de
Leo Club Bamberg	*Di, 20 Uhr	info@bamberg.leo-clubs.de
Rotaract	Mi, 20:00	bamberg@rotaract.de
Hochschulpolitik		
DGB	*Mi, 20:00, Lichtspiel	interesse@dgb-hsg-bamberg.de
GHG	Mi, 20:30, Balthasar	ghg-bamberg@freenet.de
Juso	Mo, 20:00 Luitpoldstr. 48a	jusohsgbamberg@gmx.de
LHG	Treffen flexibel.	info@lhg-bamberg.de
SDS	*Mo, 18:00, Lichtspiel	sdsbamberg@gmx.de
RCDS	Mi, 12:30, Feki Mensa	kontakt@rcds-bamberg.de
USI	Mi, 20:00, F231	usi.vorstand@googlemail.com
Journalismus		
Feki.de	Treffen flexibel.	info@feki.de
Ottfried	Mo, 20:00, KHG	ottfried@ottfried.de
Rezensöhnchen	Treffen flexibel	rezensoehnchen@googlemail.com
UniVox	Di, 20:30 TB4	radio@uni-vox.de
Religionen		
ESG	Di, 20:00, Markusplatz 1	info@esg-bamberg.de
KHG	Mi, 19:00, Friedrichstr. 2	khg-bamberg@erzbistum-bamberg.de
MHG	Treffen flexibel.	mhgbamberg@gmail.com
SMD	Mo, 20:00 , Luitpoldstraße 20	bamberg@smd.org
Weite Welt		
AEGEE	Mo, 20:00, M12a/oo.15	pr.aegee.bamberg@gmail.com
AIESEC	Di, 20:00	vptm.bamberg@aiesec.de
Café Israel	Treffen flexibel	hochschulgruppe.bamberg@digev.de
Debattierclub	Mi, 20:00 MG2/02.04	info.dc.bamberg@gmail.com
Wirtschaft		
BamBuS e.V.	Treffen flexibel.	info@bambus-ev.org
BKB e.V.	Do, 20:00	bkb.vorstand@gmail.com
cogita! e.V.	Mi, 20:00 KR12/02.18	info@cogita-beratung.de
Market Team	Mo, 20:00, F218	bamberg@market-team.org

* Treffen alle zwei Wochen
° ein Mal im Monat

Hochschul-
wahlen
Meckern
Wählen
Schlafen

Die Krux mit dem Kreuz

Stell dir vor, es ist Wahl – und keiner geht hin: Am 03. und 04. Juni sind Hochschulwahlen! Doch was heißt das eigentlich? Und wieso weiß das keiner? Eine Spurensuche.

Und immer wieder solche Treffen wie mit Charlotte S.
„Hey, schön dich zu sehen! Ich muss nur leider schnell weiter, ich bin zu einem Interview für den „Ottfried“ verabredet.“ – „Ach cool, worum geht’s denn?“ – „Um die Hochschulwahlen, wir treffen uns mit den Hochschulgruppen.“ – „Da kam diese Mail heute, oder? Ich hab ja keine Ahnung, was man da machen muss. Sag mir dann einfach, was ich wählen soll, dann mach ich das.“ Und sie lacht.
Charlotte S. ist für die meisten Studierenden irgendwie symptomatisch. Nun ist es zwar schmeichelhaft, vom eigenen sozialen Umfeld mit politischer Kompetenz assoziiert zu werden; allein dem Sinn einer demokratischen Wahl wird es nicht wirklich gerecht. Immerhin sind die Hochschulwahlen, die Anfang Juni wieder anstehen, nicht irgendetwas: Sie sind die einzige Möglichkeit für die Studierenden in Bayern, ihren eigenen Vorstellungen von Universität – von diesem Ort, um den sich ihr Leben organisiert – eine Stimme zu verleihen. Sie sind das einzig relevante Druckmittel, das im Dialog mit den Universitätsleitungen der großen Masse derer geblieben ist, die das Leben an bayerischen Universitäten prägen. Und das sind – wie betont sein soll – nicht in erster Linie der Präsident oder die Hochschullehrer. Sondern Wir.

Kampf gegen Gebetsmühlen

Kurz und knapp heißt das: Wer nicht wählen geht, hat auch kein Recht zu meckern über Prüfungsordnungen, Anwesenheitspflichten oder Überbelegung von Seminaren und Räumen. Und doch ist in ganz Deutschland spätestens seit 2006 ein besorgniserregender Trend erkennbar, der von einem völligen Desinteresse an den Hochschulwahlen erzählt. Universitäten zu finden, die eine Beteiligungsrate von 20 Prozent übertreffen, ist zu einer echten Herausforderung geworden, und Bamberg ist alles andere als eine Ausnahme: Von immerhin 19 Prozent (2008) auf 13 Prozent (2013), mit einer derartigen Wahlbeteiligung sei es „sehr, sehr schwierig, irgendwas umzusetzen“, sagt Thomas Bollwein, Senats- und Konventskandidat von SDS (Sozialistisch-Demokratischer Studierendenverband) und LAF (Liste AStA Fachschaften). Das sieht Jan-Bernd Völkerding, Vorsitzender des RCDS Bamberg (Ring Christlich-Demokratischer Studenten), genauso: „Wenn wir als studentische Vertreter der Hochschulleitung und anderen Verantwortlichen mit unbequemen Forderungen gegenübertreten, bekommen wir zuerst zu hören, wir seien bei dieser Wahlbeteiligung ja gar nicht ausreichend demokratisch legitimiert. Wir befinden uns hier im Grunde in einem Teufelskreis.“

> Man hat ja schon den Eindruck, dass wir nur reden und Bier trinken.

Denn je weniger sichtbare Früchte die Arbeit der studentischen Vertreter trägt, desto weniger Studierende nehmen an der Wahl teil – was wiederum die Verhandlungsmacht von studentischen Senatoren und Konvent reduziert.
Dabei steht es um diese Verhandlungsmacht ohnehin nicht ideal. „Studenten können nicht allzu viel bewegen, weil die Studentenschaft in den Hochschulgremien stets in der Minderheit vertreten ist“, schreibt Dominik Ulbricht, Vorsitzender der LHG (Liberale Hochschulgruppe). „Mit zwei Senatoren ist es im Senat einfach schwierig gegen fünf Professoren und zwei wissenschaftliche Mitarbeiter“, weiß Thomas Bollwein. Das hat der derzeitige Senator Paul Hummer oft genug am eigenen Leib erfahren: „Die studentischen Senatoren werden durchaus angemessen behandelt, aber es gibt leider keine Kommunikation auf Augenhöhe.“ Die umfangreichen Vorbereitungsmaterialien werden den Senatoren häufig erst eine Woche vor der Sitzung übermittelt. Ein besonderes Problem ist dabei, dass Informationen aus Senat und Fakultätsrat nicht öffentlich gemacht und zur Diskussion gestellt werden dürfen. Änderungen in der Prüfungsordnung oder gar das Auslaufen ganzer Studiengänge werden deshalb irgendwann als Beschluss der Universität kommuniziert; ob die studentischen Vertreter hinter den Kulissen dagegen Sturm gelaufen sind, wird den Studierenden nicht bekannt. Der 19-köpfige studentische Konvent kann nicht viel mehr tun, als immer wieder auf Probleme aufmerksam zu machen; die eigentliche Arbeit studentischer Interessensvertretung wird in den Referaten getan, also in vom Fakultätsrat eingesetzten Arbeitsgruppen. Tatsächlich bleibt den Studierendenvertretern oft nur, ihre Anliegen und Anfragen immer wieder gebetsmühlenartig vorzubringen. Und die Gebetsmühlen der universitären Administration mahlen langsam. „Wenn man das System nicht kennt, hat man ja schon den Eindruck, dass wir nur reden und Bier trinken“, gibt Johanna Lerke von der JuSo-Hochschulgruppe Bamberg zu – mit einem Schmunzeln, aber mit Ernst in der Stimme. „Man muss schon oft nachfragen, weil Sachen liegenbleiben und Anderes Priorität hat.“ Und Rieke thom Suden, im Konvent für die LAF, pflichtet ihr bei: „Im Huwi-Fakultätsrat bringt die Fachschaft eigentlich in jeder Sitzung seit dem Wintersemester vor, dass wir gegen die Pflichtanmeldungen für Prüfungen sind. Und die Professoren sagen dann: ‚Hm ja, im Prinzip spricht ja nichts dagegen, hm ja‘ und beraten dann, ob nicht doch etwas dagegen spricht, bis die Entscheidung am Ende wieder vertagt wird.“
Wie impotent ist also die Studierendenpolitik? „In Bayern? Sehr“, antwortet Yasin Çetin wie aus der Pistole geschossen. Der höfliche junge Mann, der uns im Café gegenübersitzt, formt seine Worte mit Zurückhaltung und Bedacht. Es fällt manchmal fast nicht auf, dass er sie durchaus mit inhaltlicher Schärfe zu würzen versteht. Yasin Çetin ist der derzeitige Stellvertretende Vorsitzende des Studentischen Konvents in Bamberg und Landeskoordinator der JuSo-Hochschulgruppen in Bayern. Er sagt manchmal Dinge wie: „Bayern ist ja inzwischen das einzige Bundesland, das keine Verfasste Studierendenschaft hat: Die CSU hat Angst davor.“

> Die CSU hat Angst davor.

Renaturierung im Hochschulsumpf

Damit ist ein Thema angesprochen, um das in Bayern seit Jahrzehnten gerungen wird. Das Modell der Verfassten Studierendenschaft (VS) sieht eine öffentlich-rechtliche Körperschaft vor, in der alle Studierenden obligatorisch Mitglieder werden. Der juristische Status erlaubt der Körperschaft Satzungs- und Finanzautonomie: Die Studierenden können sich in

ihrem Rahmen eine eigene Satzung geben, Mitgliedsbeiträge erheben und ihre Budgets verwalten. Dieses Modell, nach dem Zweiten Weltkrieg durch die Alliierten an deutschen Hochschulen eingeführt, sollte seinen Beitrag zur Demokratisierung Deutschlands leisten. In den 1970er Jahren aber wurde es in Baden-Württemberg und Bayern abgeschafft, damit der im Gefolge der 68er-Bewegung entstandene „linke Sumpf an den Hochschulen trocken gelegt werden“ konnte (so die offizielle Begründung).

Heute sprechen sich neben den JuSos auch die GHG (Grüne Hochschulgruppe), die LAF, die SDS und die USI (Unabhängige Studierenden-Initiative) für eine Wiedereinführung aus: Sie glauben, dass eine VS die Universität demokratischer gestalten kann. Was haben RCDS, LHG und CSU eigentlich dagegen? „Gute Frage!“, erwidert Thomas Bollwein.

Das finden wir auch. Wir finden die Frage sogar so gut, dass wir uns damit an Carmen Langhanke aus dem Bezirksvorstand der CSU Oberfranken wenden. Dort will man heute mit dem „linken Sumpf“ nicht mehr recht gerne argumentieren. In anderen Bundesländern würden, teilt sie uns mit, immer wieder „Fälle von schlampigem Umgang mit studentischem Geld bekannt. Die Aufgaben abseits der politischen Vertretung, wie Service, Beratung und kulturelle Bereicherung der Studentenschaft, können und werden längst von akademischen Strukturen und studentischen Initiativen aufgefangen.“ Dem stimmen RCDS und LHG zu, die auf die regen Aktivitäten der Bamberger Hochschulgruppen verweisen. Das sieht Rieke thom Suden anders: „Ich glaube, dass viele Leute gar nicht wissen, was anderswo alles vom AStA bezahlt wird, zum Beispiel eine unabhängige Rechtsberatung oder noch eine zweite Stelle der Psychosozialberatung.“

Auch RCDS und LHG befürchten Veruntreuungen oder Zweckentfremdungen von Geldern. Doch Sven Czekal, Senatskandidat für die SDS, hält das Argument für „komplett sinnlos“: Erstens handle es sich um Einzelfälle; zweitens habe jeder die Möglichkeit, sich selbst für einen vernünftigen Umgang mit den Geldern einzusetzen. Auch Yasin Çetin hält nichts davon: „Das ist Quatsch. Wenn einige Politiker korrupt sind, schaffe ich deswegen nicht die Demokratie ab.“

Nach so viel Uneinigkeit interessiert uns, wie die Universitätsleitung um Präsident Prof. Godehard Ruppert zur Verfassten Studierendenschaft steht. Tatsächlich ist sie nach einer sehr kurzfristigen Anfrage des Ottfried zu einem Statement bereit, antwortet aber eher ausweichend: „In Bayern gibt es eine gesetzliche Regelung, und die Mehrheit der bayerischen Hochschulleitungen hält diese gesetzliche Regelung für richtig. Eine Mehrheit zur Änderung dieser gesetzlichen Regelung ist innerhalb der Rektorenkonferenzen (Universitäten und Fachhochschulen) derzeit nicht zu erreichen.“

Überraschende Ansichten

Unabhängig davon sehen allerdings RCDS und LHG in einer Verfassten Studierendenschaft und dem allgemeinpolitischen Mandat, das für sie beansprucht wird, keinen Mehrwert für die Interessen der Studierenden. Der Dissens dreht sich letztlich um zwei Fragen: Hilft eine VS dabei, die Universität demokratischer zu machen? Und soll eine Vertretung der Studierenden sie in Sachen der Hochschulpolitik vertreten – oder in allen politischen Belangen?

RCDS und LHG wünschen, dass sich die studentischen Vertreter um die Hochschulpolitik kümmern, und fordern dafür – soweit mit den linken Gruppierungen konform – eine Parität in den Gremien: „Es kommt darauf an, wie viele Studenten in den Gremien vertreten sind. Sind sie immer in der Minderheit, bringt auch die Verfasste Studierendenschaft herzlich wenig“, so Dominik Ulbricht, der die VS als „Studenten-GEZ“ bezeichnet. Auch Jan-Bernd Völkerding will mehr Mitbestimmung; auch er lehnt ein allgemeinpolitisches Mandat ab: Wenn sich die studentischen Vertreter zu allem äußern dürften, so fürchtet er, würden die eigentlichen Interessen der Studierendenschaft noch stärker als zuvor in ausweglosen Grundsatzdebatten aus den Augen verloren.

Das können die anderen Gruppierungen nicht nachvollziehen. Sie glauben nicht nur, dass eine Körperschaft der Studierenden sich zu allen politischen Themen äußern dürfen sollte; sondern auch, dass nur unabhängige Finanzierung und Vertragshoheit überhaupt eine ernstzunehmende unabhängige Vertretung produzierten: „Vor allem das fehlende allgemeine politische Mandat führt oft zu Unsicherheit, was Studierendenvertretung überhaupt darf und nicht darf, und die abhängige Haushaltsführung und das magere Budget beschränken die Möglichkeiten auf ein Minimum“, so schreibt exemplarisch Malte Krüger (GHG). Er erkennt darin eine allgemeine Tendenz, denn Demokratie würde zunehmend als langsam und umständlich empfunden: „Das System krankt also nicht nur an der mangelnden Mitbestimmung der Studierenden, sondern insgesamt daran, dass Selbstverwaltung und Demokratie an Hochschulen nur noch eingeschränkt wertgeschätzt werden.”

„Die Studenten stellen zwar mit Abstand die größte Interessensgruppe dar, dennoch würde ich mich nie für eine paritätische Beteiligung der Studenten in den Gremien der Hochschule aussprechen“, kommentiert Carmen Langhanke. Und: „Wir können an den bayerischen Hochschulen insgesamt kein Demokratie-Defizit erkennen.“ Das ist eine mindestens überraschende Sicht der Dinge, vertreten doch in Bamberg zwei studentische Senatoren fast 12 250 Studierende und sechs

Hochschullehrer-Senatoren 150 Professoren. Das heißt, dass jeder Professor im entscheidenden Gremium der Hochschulpolitik etwa 245-mal so wichtig ist wie ein Studierender.

„Universitäten sind Institutionen eines demokratischen Staates, was aber nicht bedeutet, dass jede Institution in sich in gleicher Weise organisiert sein muss oder sein kann“, teilt uns die Universitätsleitung dazu knapp mit. Manchmal ist ein Statement so ehrlich, dass man es zweimal lesen muss, um seine Tragweite zu begreifen.

Carmen Langhanke jedenfalls sieht keine Rechtfertigung für einen „derart schwerwiegenden Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht der Studenten“ wie eine Zwangsabgabe im Rahmen der VS. Für Yasin Çetin spricht daraus hingegen nackter politischer Wille: „Eine CSU-geführte Landesregierung hat natürlich kein Interesse an einer Politisierung der Studenten, die meistens eher politisch linke Ergebnisse produziert. Denn dann würden immer wieder neue Impulse von den Studierenden kommen, auf die man reagieren müsste.“ Ob eine Politisierung der bayerischen Hochschulen langfristig eine stärker linksorientierte Wählerschaft aufziehen könnte? „Schwer zu sagen. Langfristig – vielleicht?“

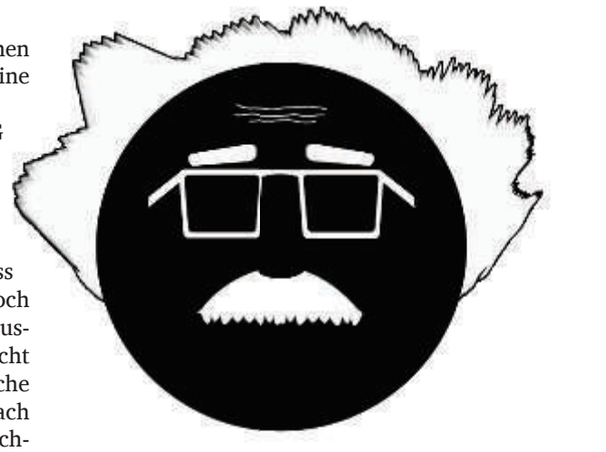
> Wenn einige Politiker korrupt sind, schaffe ich deswegen nicht die Demokratie ab. ”

Rendite und andere Scheußlichkeiten

Viele Befürworter der VS verknüpfen mit ihr auch die Hoffnung auf ein gesteigertes politisches Interesse der Studierenden. Doch wendet man den Blick in andere Bundesländer, beobachtet man dort keineswegs allgemein höhere Wahlbeteiligungen. Auf die Frage hin, wie sie sich das erklärten, herrscht unter den Vertretern der linken Hochschulgruppen einige Sekunden Schweigen. „Das ist eine gute Frage“, antwortet dann Johanna Lerke.

Damit geraten andere Erklärungsansätze in den Fokus. „Es ist einfach ein Märchen, dass zu Zeiten der Verfassten Studentenschaft (so hieß das damals) die Wahlbeteiligung signifikant höher gewesen sein soll“, schreibt uns Dr. Wolfgang Richter, Bezirksvorsitzender des Arbeitskreises Hochschulen in der CSU Oberfranken. Tatsächlich scheint sich der Überblick über die Hochschul-Wahlbeteiligungen an deutschen Universitäten unmittelbar einsichtigen Erklärungskonzepten zu entziehen. Doch der teilweise dramatische Rückgang der Partizipationsbereitschaft seit der Mitte des vergangenen Jahrzehnts lässt fast wie von selbst eine andere Ursache vermuten.

Diesmal gehen mit Ausnahme der LHG alle Hochschulgruppen d‘accord: Die Rationalisierung der Bildung und insbesondere der Bologna-Prozess mit seiner Verschulung des Studiums haben zunehmend dazu geführt, dass Studierende ihre Ausbildung nur noch nach Vorteilen auf dem Arbeitsmarkt ausrichten. Arbeitgeber aber brauchen nicht unbedingt politisch engagierte, kritische Studierende. „Die Leute finden einfach nicht mehr die Zeit, sich in der Hochschulpolitik einzubringen – wenn, dann noch im Börsenverein, der sich später gut im Lebenslauf macht“, sagt Sven Czekal. Der Senator Paul Hummer vermutet einen großen Teil der Ursache in der 2002 eingeführten Bologna-Reform: „Heute wird die Universität nur noch als Dienstleistung wahrgenommen, nicht mehr als Ort der Selbstverwirklichung.“ Wenn Studierende nur noch zwei oder drei Jahre an einer Universität verbringen, sinkt auch ihre Bereitschaft, sich dort aktiv einzubringen und ihre Interessen zu vertreten. Malte Krüger schreibt dazu: „Die Uni erlebt einen Wandel vom Lebensort zum reinen Lernort. Gesamtgesellschaftlich wird Bildung aus unserer Sicht immer mehr nur noch zum reinen Mittel zur Erreichung eines anderen Zieles, zum Beispiel eines höheren Einkommens, verstanden.“ Das ist es, was Yasin Çetin das Konzept des Humankapitals nennt: „Wenn man in Bildung investiert, soll es heute immer einen



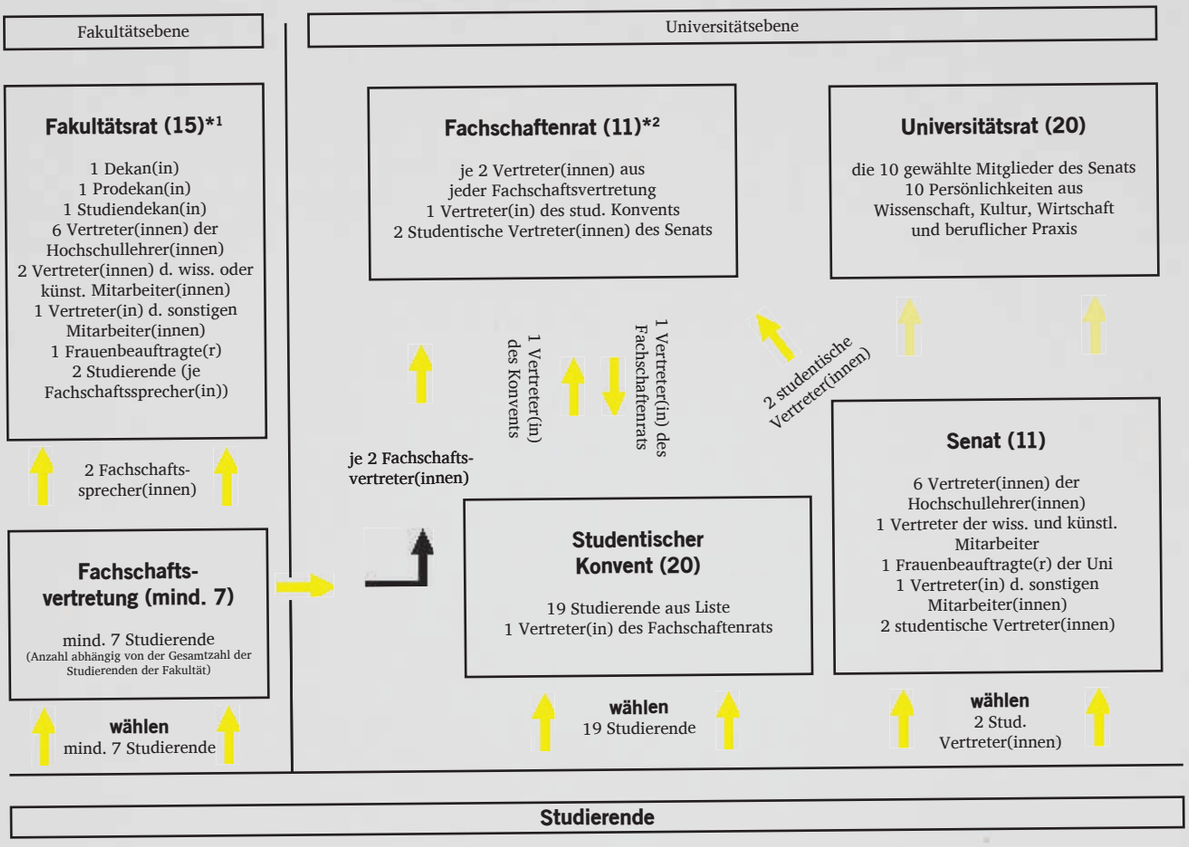
To-Do: Hochschulwahlen

- 26.05., 14.00 Uhr, MG1/00.04: Vollversammlung und Podiumsdiskussion der Spitzenkandidaten besuchen

- 03. und 04.06., jeweils 09.00 bis 17.00 Uhr: Hochschulwahlen
  - Höchstens eine Liste ankreuzen und ggf. übrige Stimmen einzeln verteilen
  - Kreuzt man eine Liste an, bekommt jeder Kandidat darauf genau eine Stimme
  - Unbedingt Reisepass, Studierenden- oder Personalausweis mitbringen!!
  - Wahllokale – jeder darf nur an seiner Fakultät wählen!
    - Fakultät GuK: Innenstadt, U11 00.16
    - Fakultät HuWi: Markushaus, Foyer im zweiten Stock
    - Fakultät SoWi: Feki, Foyer im ersten Stock
    - Fakultät WIAI: Erba, 00.39

- Danach: Ergebnisse u.a. online unter uni-bamberg.de/abt-studium/hochschulwahlen/

Die Abstimmung repräsentiert Stimme (Rechtsfin. Objekt. S. 35) gewinnen!



*1 Geschäftsführende Direktoren der Institute der jeweiligen Fakultäten gehören mit beratender Stimme dem Fakultätsrat an, sofern sie nicht bereits in anderer Funktion Mitglied des Fakultätsrat sind
*2 Zusätzlich gehören dem Fachschaftenrat die von diesem beauftragten Referent(innen) an

konkreten Output geben, den man dann abschöpfen kann."

Man ahnt, wovon die hochschulnahen Gruppen sprechen. Denn wenn der Präsident der Otto-Friedrich-Universität Bamberg in seiner Funktion als Vorsitzender der bayerischen Rektorenkonferenz gegenüber der Süddeutschen Zeitung von „bildungsökonomischer Rendite" sprechen darf, dann ist das mindestens eine sprachliche Perversion im deutschen Bildungsdiskurs. Vermutlich aber mehr.

Diesen Wertewandel des Erziehungswesens, der sich inzwischen auch in den Schulen ausgebreitet hat, betrachtet auch der RCDS mit Sorge. Jan-Bernd Völkerding spricht von „Bulimie-Lernen": „Durch G8 sind die angehenden Studenten an wenig Freizeit gewohnt. Dadurch verstärkt sich der Unwille, Zeit für Engagement zu opfern, und das politische Desinteresse wächst. Wir haben die Befürchtung, dass das langfristig nicht dem Wohl unserer Gesellschaft dienen wird; und die Hochschulen sind gewissermaßen ein Frühindikator dieser Tendenz." Das ist durchaus eine gewisse Abgrenzung zur CSU, die in ihrem Schreiben immer noch das Schreckgespenst Langzeitstudent beschwört, das vor allem ein aus unlauteren Statistiken gefalteter Papiertiger ist.

> Die Landesregierung hat kein Interesse an einer Politisierung der Studenten. ”

Mit Sicherheit sind die geringen Wahlbeteiligungen unter anderem Ausdruck einer allgemeinen Politikverdrossenheit. Andersherum ist aber auch das Absterben der demokratischen Kultur an Schulen und Hochschulen, den ein falschverstandener Neoliberalismus im Bildungswesen mit zu verantworten hat, der beste Motor der politischen Apathie. Und damit schließt sich der Kreis der Teufelskreise.

Von Menschen und Mettigeln

Bei derart düsteren Diagnosen ist das Sehnen der Charlotte S. nach politischer Orientierung nachvollziehbar. Aber wie sie ihr geben, ohne das demokratische Prinzip zu verletzen? In einem mindestens sind sich alle hochschulnahen Gruppen einig: Auch für die nächsten zwei Semester mangelt es an interessanten Themen genauso wenig wie an Meinungsverschiedenheiten. „Die LHG setzt auf realistische, pragmatische Konzepte. Die Hochschulgruppen, die derzeit die Mehrheit in den studentischen Gremien stellen, haben bewiesen, dass sie das nicht können", behauptet Dominik Ulbricht aus der Opposition heraus. Während seine LHG sich um die Einrichtung eines Online-Petitionsportals für alle Studierenden bemühen will und der RCDS den Fokus auf ein pragmatisches Streiten wider Anwesenheitspflichten und Kürzungen der Bibliotheksöffungszeiten legt, planen die linken Gruppierungen ihren Kampf um die Verfasste Studierendenschaft und gegen Studienzulassungsbeschränkungen wie NCs. Einige Forderungen und Anliegen finden sich in mehreren (oder gar allen) Programmen, andere wieder nicht. Die meisten hochschulnahen Gruppen haben ihre Programme online veröffentlicht – Reinschnuppern lohnt sich!

Und selbst verbale Entgleisungen wider die Konkurrenz fehlen nicht – da wird schon einmal von „kognitiver Dissonanz" gesprochen und sich gegenseitig „ideologische Polemik" vorgeworfen. „Also die RCDSler grüßen uns auch und beleidigen uns nicht sofort, wenn sie uns sehen", verrät Johanna Lerke zwinkernd. Und doch, kurz weht ein Hauch von Wahlkampf-Duft durch das beschauliche Bamberg.

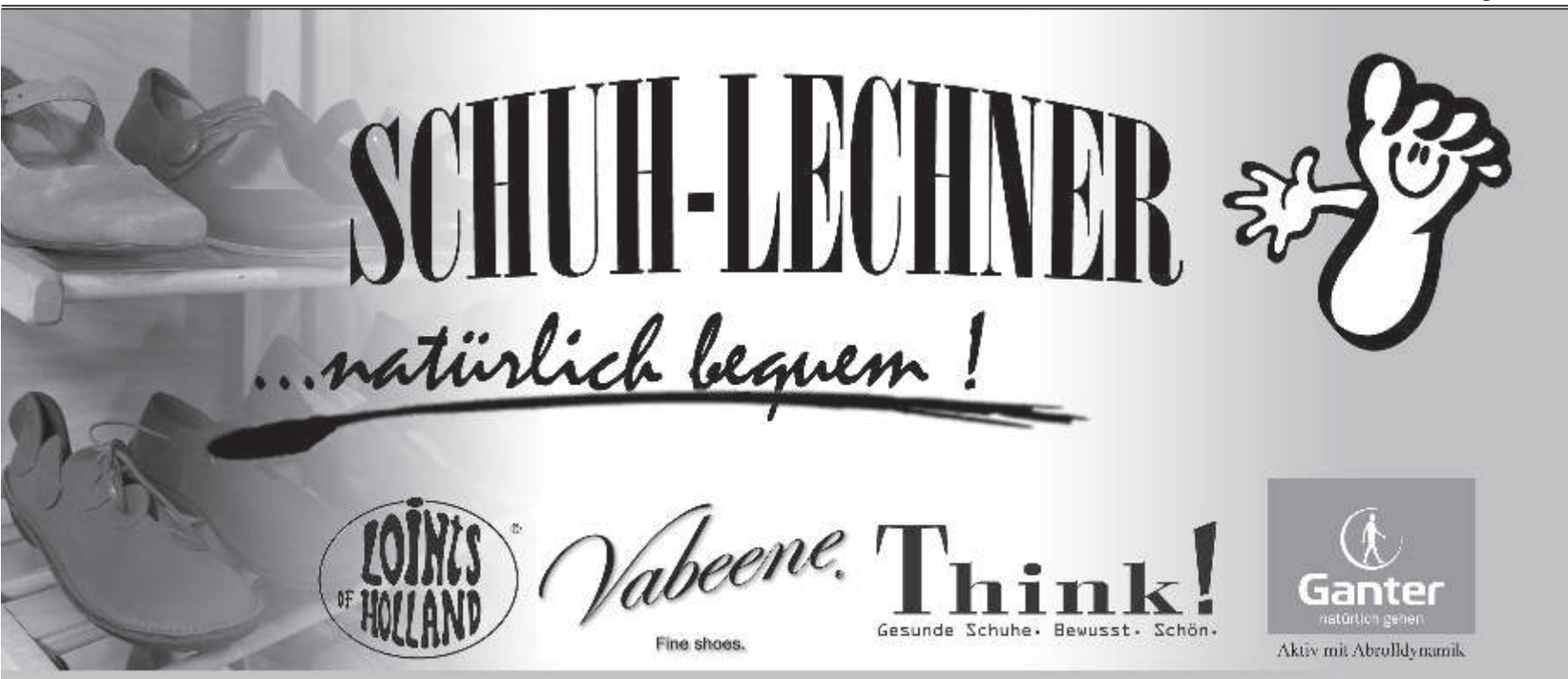
Wer all das übrigens ermüdend konventionell findet, kann seine Stimmen immer noch der neu entstandenen „Die LISTE" geben: Sie will sich unter anderem für die Einführung des Mettigels als Wappentier der Universität, Streichelzoos in den Teilbibliotheken und die Errichtung einer Zweiten Unteren Brücke einsetzen, so schreibt uns Robin Schröder. Vielleicht kann man die Misere der Hochschul-Demokratie nur noch mit Humor ertragen.

Am Ende des Tages beschließen wir, Yasin Çetin noch ein wenig zu ärgern. Ob wir denn all die überzeugten, aber wahlfaulen Konservativen und Liberalen in unserem Freundeskreis zur Stimmabgabe überreden sollten? „Ja, wenn sie davon überzeugt sind – natürlich!", sagt er. Und dann: „Wählen ist das Wichtigste!"

Und das ist doch endlich eine gute Wahlempfehlung für Charlotte S.

Text: Timotheus Riedel, Jana Vogel; Foto: Maximilian Krauss; Grafiken: Jonas Meder

Anzeige



Ausgesprochen

Die Erfahrungen eines Bamberger Studenten (20), der sich outete, um sich endlich selbst akzeptieren zu können. Ein Interview

Wie lange ist es her, dass du dich geoutet hast?
Meiner Familie habe ich es vor etwa vier Monaten gesagt. Meine Freunde wissen es seit zwei Jahren.

Wann hast du gemerkt, dass du schwul bist?
So mit 16 oder 17 Jahren. Der Schritt zum Outing hat bei mir aber länger gedauert.

Wie war das? Wie hast du gemerkt, dass du kein Interesse an Mädchen hast?
Ich würde nicht sagen, dass ich mich mit 16 festgelegt hatte. Das hat natürlich länger gedauert. Aber das ist halt der Zeitpunkt, an dem alle anderen anfangen, Beziehungen zu führen.

Hast du dir deine Homosexualität schnell eingestanden oder hast du versucht dir einzureden, dass du doch auf Mädchen stehst?
Also die Flucht oder die Selbstverleumdung war schon da, am Anfang zumindest. In der Pubertät ist jeder sexuell unsicher und man muss da vielleicht auch erst mal ausprobieren, ob das mit Frauen klappt, bevor man feststellt, dass es nicht passt.

Du hast es also auch erst einmal mit Frauen ausprobiert?
Nein, das nicht. Ich habe aber versucht, mir das einzureden.

War das Outing für dich dann ein großer Schritt? Eigentlich leben wir ja in einer toleranten Gesellschaft.
Das ist natürlich ein großer Schritt, weil man die Reaktionen der Anderen nicht richtig einschätzen kann. Man kann nicht davon ausgehen, dass man in einer toleranten Gesellschaft nur toleranten Menschen begegnet.

Hast du den Termin für das Outing in deiner Familie festgelegt oder hat sich das einfach so ergeben?
Ja, ich habe mir das schon vorgenommen und der Termin war in dem Fall auch so gewählt, dass meine Mutter [Anm. d. R. Vater ist verstorben] danach für vier Monate ins Ausland gegangen ist. Aber ein Outing ist jetzt nichts, was man unbedingt festlegen muss.

Hast du dich dann nur bei deiner Mutter geoutet oder auch bei dem Rest deiner Familie?
Bei meinen Großeltern zum Beispiel habe ich mich noch nicht geoutet.

Deine Familie ist katholisch. Hatte das Einfluss darauf, dass du es deinen Großeltern noch nicht erzählt hast? Wirst du es ihnen überhaupt erzählen?
Ich denke schon, dass es einen Zeitpunkt gegeben wird, an dem ich es ihnen erzählen werde. Aber ich denke, da warte ich vielleicht einfach noch ein bisschen.
Ich glaube auch nicht, dass sich ihre Ansichten in den nächsten Jahren ändern werden. Das ist eben eine Generationenfrage und natürlich auch dadurch beeinflusst, dass wir ein sehr religiöser Haushalt sind. Aber in dem Moment, in dem ich eine feste Beziehung habe, müssen sie damit klar kommen.

Vertreten deine Großeltern dann auch die christlich-konservative Meinung, dass Homosexualität eine Sünde sei?
Ja, meine Oma hat schon mal gesagt, dass es eine Krankheit ist, die sich heilen lässt. Ich denke, dass hat sie sicherlich nicht böse gemeint, aber das ist ihre Vorstellung.

Bist du auch religiös und inwieweit stehst du dazu?
Beim Eingestehen meiner Homosexualität war das für mich natürlich auch ein Thema. Das hat schließlich nicht zusammengepasst. Aber ich würde sagen, dass ich das mittlerweile mit der Form meiner Religiosität vereinbaren kann. Ich habe meine Religion eben so gewählt, dass sie dann auch akzeptiert, wie ich bin.

> Es setzt sich ja niemand mit seinen Vorurteilen auseinander.

Hast du dich eigentlich auf das Outing vorbereitet, also dir vorher zum Beispiel Gesprächssituationen ausgedacht?
Ich glaube, dass man sich nicht wirklich vorbereiten kann, weil die Reaktionen oft ganz anders ausfallen, als man denkt. Wenn du dich auf ein ausgemaltes Szenario versteifst, geht das zwangsläufig schief. Das würde in einer anderen Situation ja auch nicht funktionieren.

Hast du dich vor deinem Outing mit anderen Homosexuellen oder Freunden darüber unterhalten oder dir Tipps geben lassen?
Nein, eigentlich nicht. Das war ja eine Entscheidung, die ich für mich getroffen habe. Aber ich habe vorher schon mal mit Leuten zu tun gehabt, die auch über ihr Comingout und ihre Erfahrungen geredet haben. Das kann natürlich auch bestärken.

Wie hat deine Mutter reagiert?
Sie hat es akzeptiert. Für mich war diese Reaktion schon positiv. Ich weiß nicht, ob man erwarten kann, dass Eltern und Familie total überschwänglich reagieren und sich darüber freuen. Klar war sie überrascht, aber für mich kam es drauf an, dass sie es akzeptiert. Unsere Beziehung hat sich dadurch auch nicht verschlechtert. Ganz im Gegenteil. Sie hat sich sogar eher verbessert, dadurch, dass man seinen Eltern dieses Vertrauen schenkt.

Warst du erleichtert, nachdem du es deiner Mutter erzählt hast?
Ja, es war sehr wichtig für mich, dass ich das durchgezogen habe. Wenn man sieht, dass die Freunde kein Problem damit haben, fragt man sich irgendwann, warum man es den eigenen Eltern verschweigen sollte. Wenn du weißt, dass deine Freunde hinter dir stehen, gibt dir das einfach nochmal mehr Kraft, es der eigenen Familie zu sagen.

Hat dich das Outing gegenüber deinen Freunden dann weniger Überwindung gekostet?
Ja, das hat irgendwann mehr oder weniger große Wellen geschlagen. Ich habe das einmal in der ganzen Runde gesagt, ohne überwältigende Reaktionen zu erwarten, weil manche das bestimmt auch schon geahnt hatten.

Wie ist es mit neuen Leuten, die du kennen lernst? Erzählst du denen das gleich?
Nein, es gibt auch Leute, denen ich das nicht sage. Nicht jeder Bekannte muss das wissen, weil es ja irgendwie auch ein Stück Privatsphäre ist. Aber bei Leuten, die mir sympathisch sind, fällt mir das leichter.

Wie schätzt du allgemein die Haltung von Studierenden gegenüber Homosexualität ein?
Die Vorurteile sind doch relativ zurück gegangen. Ich kenne auch keinen, der schwulenfeindliche Parolen geäußert hätte.

Hast du schon mal erlebt, dass dich jemand wegen deiner Homosexualität diskriminiert hat?
Ja, aber dann die Leute, die mich nicht kennen; also Menschen, die gewisse Vorurteile hatten und das auf mich übertragen haben. Es setzt sich ja niemand mit seinen Vorurteilen auseinander. Es gibt gewisse Klischees, die dazu benutzt werden, jemanden anzufeinden und zu diskriminieren.

Wie wichtig ist dir das öffentliche Outing von bekannten Persönlichkeiten?
Das ist ebenfalls eine Entscheidung, die diese Menschen persönlich treffen. Das dann aber zu einem Gesellschaftsevent hochzustilisieren, finde ich ein bisschen überflüssig.

Denkst du, dass solche öffentlichen Outings manchen Leuten helfen, sich selbst zu outen? Oder denkst du, dass das eher Ereignisse sind, die von den Medien einfach ausgeschlachtet werden?
Ich denke schon, dass das darauf abzielt, in der Medienwelt präsent zu sein, wenn man sich so etwas öffentlich traut. Man landet dann in irgendwelchen Talkshows, so wie andere, die sich irgendwann mal geoutet haben. Doch das sind immer die gleichen Talkshows mit den gleichen Themen. Ich weiß nicht, ob das eine Diskussion ist, die wir dadurch weiter voranbringen. Die Gesellschaft wird meiner Meinung nach nicht toleranter, wenn sich mehr Prominente outen. Es gibt auch schwule Prominente, die ein Outing fabrizieren, aber von vornherein zu ihrer Sexualität gestanden haben. Und ich finde, da steckt mehr dahinter.

> Die Gesellschaft wird nicht toleranter, wenn sich Prominente outen.

Also denkst du, dass das Outing von bekannten Persönlichkeiten an der Homophobie in unserer Gesellschaft nichts ändert?
Das kann ich mir nicht vorstellen. Die Leute, die vorher homophob waren, werden es auch dann noch sein, wenn sich ein Fußballer outet.

Können sich Homosexuelle denn mit solchen Leuten identifizieren? Sie vielleicht sogar als Vorbilder heranziehen, in der Art, wie sie sich geoutet haben?
Ohne gemein sein zu wollen, aber ich denke, dass der Prominente, der sich outet, das aus anderen Gründen tut als eine Privatperson. Die Prominenten, die sich outen, haben sich vorher auch bei ihren Familien und Freunden geoutet. Sie tun das nicht erst in dem Moment, in dem sie an die Öffentlichkeit gehen und es der ganzen Welt mitteilen. Freunde und Familie sind davor natürlich eingeweiht. Doch der Druck auf Personen des öffentlichen Lebens ist viel größer. Deren Outing schlägt ganz andere Wellen. Ich muss nicht damit rechnen, dass das Stadtgespräch wird.

Kann man bei einem Outing von einer Grenzerfahrung sprechen, weil man sich als „anders“ zu erkennen gibt, über seinen Schatten springen und etwas wagen muss?
Das kostet gerade persönlich viel Überwindung und ist eine wohlüberlegte Entscheidung. Das ist mit Sicherheit auch der Grund, warum so viele Leute noch damit hadern, obwohl sie schon 40 oder 50 Jahre alt sind. Die Hürde ist schon groß. Ich weiß nicht, ob es unsere Gesellschaft ist, die einem da Grenzen setzt. In Deutschland oder anderen westlichen Ländern sind diese natürlich wesentlich weniger ausgeprägt als im Rest der Welt. Man muss bedenken, dass es nach wie vor zahlreiche Staaten gibt, in denen Homosexualität mit dem Tod bestraft wird.

Kannst du denn Studierende, die sich vielleicht angesprochen oder ermutigt fühlen, sich selbst zu outen, noch etwas mit auf den Weg geben?
Traut euch! Es ist eine wichtige und richtige Entscheidung, sich zu outen, sich seinen Freunden und seiner Familie anzuvertrauen. Ich denke, diesen Schritt muss jeder irgendwann zu seiner Selbstfindung und Selbstakzeptanz gehen.

Interview: Miriam Fischer, Marie-Luise Bartsch; Foto: Jana Zuber

Ausgeraubt

Von windigen Taxis, Geldautomaten und einer Verfolgungsjagd. Ein Tag in Zimbabwe

Siebzehn Stunden hatte der Zug gebraucht, um mich einmal quer durch Zimbabwe zu bringen. Der Fahrplan hatte zwölf vorgesehen. Nun war ich in Bulawayo angekommen und stand etwas ratlos am Bahnhof. Längst nicht mehr strahlende Leuchtreklame für englisches Waschmittel und die halb verfallene Fassade eines abgebrannten Luxushotels zeugten von der britischen Kolonialzeit – und den Machenschaften eines gewissen Herrn Mugabe, der das Land seitdem heruntergewirtschaftet hat.

Was dem Bahnhof in Zimbabwes zweitgrößter Stadt jedoch fehlt, sind ein Taxistand oder eine Bushaltestelle. So wurde ich nacheinander von diversen zwielichtigen Gestalten angesprochen mit „Need a cab?“. Ich lehnte jedoch stets ab, weil ich auf eine offiziellere Transportmethode hoffte. Ich hatte zwar nur die Adresse einer Unterkunft, die ich auf meinem Stadtplan nicht finden konnte, doch ein Busfahrer hätte mir sicherlich auch weiterhelfen können. Der leere Bahnhofsvorplatz hingegen war weniger hilfreich, so dass ich schließlich dem Drängen eines Taxivermittlers nachgab und ihm in eine Seitenstraße folgte. Und siehe da, dort stand ein kleiner Daihatsu mit einem Taxischild auf dem Dach und einer Telefonnummer auf der Seite. Das Auto wirkte erstaunlich seriös. Doch wir gingen weiter, bis wir einen windschiefen Minibus erreichten, den poröse Spachtelmasse mit großer Mühe zusammenhielt. Eine Vermittlungsgebühr wechselte den Besitzer und der Fahrer versprach, mich zu einem fixen Preis zu der Adresse auf meinem Zettel zu bringen. Nachdem ein Stapel alter Zeitungen weggeräumt war, blieb auch ein wenig Platz für mich auf der Rückbank. Der rasselnde Motor mühte sich im höchsten Drehzahlbereich, weil offenbar nur noch die ersten beiden Gänge funktionierten. Dennoch war die Fahrt bald zu Ende und wir standen vor einer Unterkunft, die einen ähnlichen Namen hatte wie die auf meinem Zettel. Deren Adresse kannte der Fahrer nicht und das sei auch viel zu weit weg. Doch die Herbergsmutter war freundlich, der Preis in Ordnung und es war noch ein Bett frei. Also blieb ich.

Eine Handvoll Dollar in der Tasche

Als Taxi und Unterkunft bezahlt waren, stellte ich fest, dass ich noch sieben Dollar in bar hatte. Nicht allzu viel, wenn man bedenkt, dass das Bahnticket nach Botswana zwölf Dollar kostet und ich die nächsten zwei Tage auch gerne etwas gegessen hätte. Kartenzahlung gab es fast nirgends. Ich hatte noch etwa vier Stunden bis zum Sonnenuntergang. Also machte ich mich auf den Weg in die Stadt, erfreute mich an der

lebhaften Atmosphäre und Gebäuden im Jugendstil – bekam aber kein Geld. Ein Geldautomat nach dem anderen gab mir meine Kreditkarte mit einer Fehlermeldung zurück. Immer wieder wiesen mir hilfsbereite Menschen den Weg zum nächsten Automaten, gaben Tipps, welche Bank am ehesten internationale Karten akzeptiere. Immer wieder verließ ich die Filialen mit leeren Händen. Die Schalter waren auch schon alle geschlossen. Wie ich später erfuhr, hätte man mir dort ohnehin nicht helfen können: Am Tag zuvor hatten Zimbabwes Polizeibeamte eine Bonuszahlung erhalten und Bulawayos Banken hatten nun fast kein Bargeld mehr. Als der dreizehnte oder vierzehnte Automat mir schließlich doch noch fünfzig Dollar überließ, tauchte die Sonne die von akkuraten Engländern mit dem Lineal gezogenen Straßenfluchten der Stadt bereits in ein kräftiges Orange. Also schlug ich zügig den Rückweg ein. In den zwei Monaten zuvor war ich bereits zweimal ausgeraubt worden und hier hatte man mich sogar ausdrücklich davor gewarnt, nach Einbruch der Dunkelheit noch auf der Straße zu sein. Ich hatte einen weiten Weg durch die Innenstadt vor mir, doch noch boten die letzten Sonnenstrahlen und die bevölkerten Straßen Sicherheit. Nur das ehemalige Messegelände liegt noch zwischen mir und der Herberge. Ich gehe auf einer sechsspurigen Straße, doch hier fährt kaum noch ein Auto und jede zweite Straßenlaterne ist defekt, während die einbrechende Dunkelheit einen Schlussstrich unter den anstrengenden Tag zieht. Fast in Sichtweite meines Ziels begegnet mir ein Mann. Ich bin misstrauisch, versuche einen Bogen um ihn zu machen. Doch er spricht mich an. Ob ich wohl etwas Kleingeld für ihn hätte? Meine Anspannung weicht Erleichterung. Bettler sind hier nichts Ungewöhnliches. Deswegen habe ich heute aber auch schon so vielen etwas gegeben, dass ich jetzt ablehne. Der Bettler gibt nicht auf, geht neben mir her. Als er betont, wie hungrig und durstig er sei, lasse ich mich erweichen und biete ihm eine Flasche Wasser an. Er nimmt sie, trinkt und geht weiter neben mir her. Ich beschleunige meinen Schritt. Er hat ausgetrunken. „Gimme dat camera!“ Er hat meine Kameratasche bereits in beiden Händen. Ein Ruck und der Schulterriemen reißt. Er rennt los. Instinktiv greife ich nach ihm, bekomme sein Shirt zu fassen, er geht zu Boden, fängt sich und … Wumm. Verschwommen sehe ich dicke Blutstropfen auf der Straße, auch meine Brille muss irgendwo auf dem Asphalt liegen. Er hat meine Nase mittig getroffen. „Fuck you!“, höre ich noch und sehe den Räuber über eine Wiese verschwinden. Ich resigniere.

Verfolgungsjagd

Doch auf der Kamera sind meine Urlaubsbilder der letzten Wochen. Ich hebe meine Brille auf und starte die Verfolgung. Mein Zögern hat ihm einen Vorsprung verschafft. Er rennt jetzt quer über eine verwilderte Freifläche. „Give back my memory card!“, rufe ich ihm hinterher, doch er rennt weiter. Blut rinnt mir aus der Nase in den Mund. Ich erinnere mich, dass ich mich beim letzten Raubüberfall freikaufen konnte. „I can give you money!“ Eine kleine Brücke führt uns über einen Bach. In der Ferne ist jetzt eine hell erleuchtete Straße zu erkennen. Der Räuber ist stehengeblieben. Ich renne die letzten Meter auf ihn zu, als etwas in seiner Hand aufblitzt. Ein Messer? Sollte ich lieber umkehren? Meine Beine hören nichts von meinen Zweifeln. „How much?“, fragt er, als ich kurz vor ihm stehenbleibe. Fünfzig Dollar. Ich soll sie werfen. Erst die Kamera! Ich halte das Geld in der Hand. Wo mein Handy sei? „I don’t have it with me.“ Er springt auf mich zu, packt die Scheine und will wegrennen. Das Papier zerreißt. „There is more; I see more!“, stellt er fest und deutet auf meinen Geldbeutel. „Throw the camera over there.“, wiederhole ich meine Forderung. Er zögert. Dann wirft er sie. Ich reiche ihm die letzten Scheine aus meinem Geldbeutel und er verschwindet in die Dunkelheit.

> Meine Kleidung ist voller Blut …

Ich hebe meine Kamera auf und stelle fest, dass das Display hell erleuchtet ist. Kein Messer. Erst jetzt bemerke ich, dass meine Nase angeschwollen und meine Kleidung voller Blut ist. Auf dem Boden liegt eine Flasche Bier. Warum habe ich die nicht früher fallenlassen? Unter meinem Arm klemmt noch immer eine Zeitung. Ein Blutstropfen ziert das Antlitz Robert Mugabes.

Text und Grafik: Jonas Meder

Anzeige

Abends sind wir wach.

www.soda-bar.eu

SODA BAR

Abgebogen

Die meisten Menschen bekommen ein mulmiges Gefühl, wenn sie ihre Grenzen überschreiten müssen. Darüber kann Christophe Woehrle nur lachen. Sein Leben ist ein Tanz über Schwellen – und manchmal sogar auf der Schwelle des Lebens selbst.

Christophe Woehrle hat das erlebt, wovon andere nur schlecht träumen. Er hat das gehört, was niemand jemals aus dem Munde eines Arztes hören will. Es sind nur zwei Silben, unscheinbar fast, die doch in der halben Sekunde, die sie füllen, ein ganzes Leben ins Wanken bringen. „Oh-oh."

Dieses Leben, das immer wieder wunderliche Pfade nahm statt der geraden, begann 1969 zwischen den Grenzsteinen. „Ich bin im Elsass, im Grenzgebiet, geboren", eröffnet Christophe seine Geschichte. Der Mann mit dem Pferdeschwanz und der ruhigen Ausstrahlung sagt „schwätzen" und nicht „reden". Er wuchs bei den Großeltern auf, sein Großvater „schwätzte" mit ihm Deutsch, seine Großmutter dagegen Französisch. „Im Sommerurlaub im Schwarzwald hatte ich damals jedes Jahr mindestens zwei Wochen lang Kontakt mit ‚echten' Deutschen." Und er lacht, als wäre er dafür prädestiniert, in keine Schublade zu passen.

Dabei hat er erlebt, wie unbequem das sein kann, wenn die große Politik die Schubladen schließt. Das Elsass wollte nach dem Zweiten Weltkrieg am besten mit Deutschland nicht viel mehr gemein haben als eine Grenze. „Ich wurde in der Schule bestraft, wenn ich Elsässisch gesprochen habe", erinnert sich Christophe. Er war 14 Jahre alt, als sein Großvater starb und mit der Arbeit in der Salzgrube auch der Ernst des Lebens begann. Die Schule musste er dafür zu seinem großen Bedauern abbrechen.

> Ich schaue jetzt nicht mehr fern – zu gefährlich!

Christophe hat trotzdem einen Sinn für den Widersinn, den Spaß am Ernst des Lebens nie verloren. Er fühlt sich wohl auf den langen, unnötig verspielten Wegen. Vielleicht kann nichts das besser illustrieren als seine Einberufung zum Militär. Denn was andere als lästig empfinden, war für ihn eine Herausforderung: Er hatte Angst vor Hunden – also ging er zur Hundestaffel. Es ist nicht so, dass Christophe die inneren und äußeren Grenzen nicht wahrnimmt, die andere kennen; er ist nur einfach der Meinung, dass sie zum Überschreiten da sind.

Von Seife und Schweizern

Nach dem Militärdienst kehrte er in den Betrieb zurück, lernte und arbeitete in der Chemie. Bald gründete er eine Familie. Doch wann immer sein Lebensweg eine direkte Route einzuschlagen begann, sagte er einmal mehr „Ja!" zu irgendeiner Abzweigung: Als ihn 1993 ein guter Freund fragte, ob er mit ihm nach Afrika reisen wolle, um Mädchen in Mali gegen Hepatitis B zu impfen, sagte er kurzerhand zu. „Ich habe dort Dinge gesehen, die man nicht mehr vergisst. Das hat meine Einstellung zum Leben schon grundlegend verändert", berichtet er. Seine Tochter war gerade drei Monate alt, als ihr Vater nur mit einem Kumpanen, viel gutem Willen und einer Wagenladung voller Seife bewaffnet in eines der ärmsten Länder Afrikas aufbrach. Der damals 11-jährige Malier aber, dem die beiden zu seinem ersten kleinen Marktstand als Seifenverkäufer verhalfen, ruft heute noch zu jedem Weihnachtsfest an – von seinem eigenen Mobiltelefon. „Heute ist er der King da!", erzählt Christophe lachend, der sich von den Pointen all der kleinen Wunder, die seinen Pfad gesäumt haben, noch immer ebenso verblüffen lassen kann wie wir.

Sieben Jahre später wurde die Salzgrube, die nicht mehr rentabel war, geschlossen. Christophe beschloss, sein Glück in Basel zu suchen – ungeachtet all der gut gemeinten Warnungen, die die Schweizer als düsteres, gegen Elsässer wenig aufgeschlossenes Völkchen malten. Er ist nicht der Mann, der sich aufgrund der Meinungen Anderer nicht auf unbekanntes Gebiet wagt. „Die Sachen selbst zu sehen, ist immer besser", sagt er; und diese Einstellung hat ihm mehr geschenkt als nur die Fähigkeit, seine Zuhörer mit seinem Schweizer Akzent zu amüsieren. Zum Beispiel die Erinnerung an seine freundliche Aufnahme bei den Eidgenossen und eine gute Zeit dort.

Ein letzter Gruß

Der Tag, an dem zwei kleine Silben die Zeit stillstehen machten, war ein Tag wie jeder andere. „Ich hatte viel gelebt", berichtet Christophe. „Vielleicht auch zu viel." Er saß an jenem Abend des Jahres 2009 vor dem Fernseher, als ihn auf einmal ein stechender Schmerz durchfuhr. „Ich habe gedacht, ich gehe kaputt", erzählt er. Krankenhaus, Röntgen – und dann das Furchtbare hören, dieses erbarmungslose und grauenerregende „Oh-oh."

„Die Ärztin hat mich dann gefragt, ob ich noch etwas vorhätte; denn wenn sie jetzt einen Chirurgen holen würde, würde ich gleich operiert werden." Doch Christophe hatte noch etwas vor. „Ich meinte: ‚In drei oder sechs Stunden, das macht jetzt keinen Unterschied mehr. Ich fahre nach Hause, esse mit meiner Familie in Ruhe Abendbrot und erkläre ihnen alles. In der Zeit können Sie dann den Arzt holen.'" Er hatte zu diesem Zeitpunkt Gallen- und Lebersteine, die bereits weite Teile seiner Organe angegriffen hatten.

> Ich hatte viel gelebt, vielleicht auch zu viel.

Am nächsten Tag verschlechterte sich sein Zustand nach der sechsstündigen Operation rasant. Seine Lunge drohte zu versagen. Seine Zellen wurden kaum noch mit Sauerstoff versorgt. Während die Vorbereitungen für ein künstliches Koma schon getroffen wurden, wurde seine Familie zu einem letzten Gruß gebeten. Seine Freundin erzählte ihm später, dass er zu ihr gesagt habe: „Wenn ich hier rauskomme, dann gehe ich wieder in die Schule!"

„Ich sehe noch überall Blut und den Arzt vor mir, der sagt: ‚Ich habe jetzt sechs Stunden an diesem Mann rumgearbeitet, der soll nicht sterben! Ich lasse dich nicht sterben!'"

Doch Christophe wäre nicht Christophe, wenn er sich nicht auch für diese Geschichte eine überraschende Wendung für den Schluss aufgehoben hätte; wenn er nicht in einem waghalsigen Abbiegemanöver dem Tod noch einmal von der Schippe gesprungen wäre. Es dauerte drei Wochen, bis sein Körper einmal entschlossen „Ja“ sagte und sich langsam regenerierte. „So etwas vergisst du niemals“, sagt Christophe. Die Krankheit hat sein Leben verändert: „Ich schaue jetzt nicht mehr fern – zu gefährlich!“

> Jeden Tag, wenn ich aufstehe, weiß ich, dass ich einen Tag mehr Glück habe.

„Ich probiere es einfach!“

Mit diesem großen Umweg erfüllte er sich einen Traum, der zwischen Elsass, Mali und Basel, zwischen Salzgrube, Familie und Beruf immer etwas verloren gegangen war: Er ging wieder zur Schule. „In der Chemie durfte ich nach meiner Krankheit nicht mehr arbeiten. Die Angebote des Arbeitsamtes waren LKW-Fahrer oder Supermarktkassierer. Das war nicht, was ich für den Rest meines Arbeitslebens machen wollte.“ Dann spricht er einen Satz, der zu seinen liebsten gehört: „Ja, und dann dachte ich mir – ich probiere es einfach.“

Er bestand das Abitur an der Abendschule sehr gut, dann den Vorkurs für die Universität in Paris. Der Wunsch, neben der französischen auch die deutsche Paläographie (Wissenschaft von alten Schriften) zu studieren, verschlug ihn letztlich aber an die Universität von Straßburg und über ein Hochschulabkommen zu uns nach Bamberg. Seine Kontakte in der französischen Paläographie ermöglichten ihm, viel über französische Kriegsgefangene in Bamberg zu forschen. Deshalb ist Christophe Woehrle verantwortlich für den ersten Stolperstein Deutschlands, der für ein nicht-jüdisches Opfer der Nationalsozialisten verlegt wurde: „Bernard Delachaux“, ist in der Bamberger Roppeltsgasse zu lesen. „Erschossen auf der Flucht“, erzählt Christophe, „nur dass man ihn leider von vorne erschossen hat.“

Auf der Route 66 nach China?

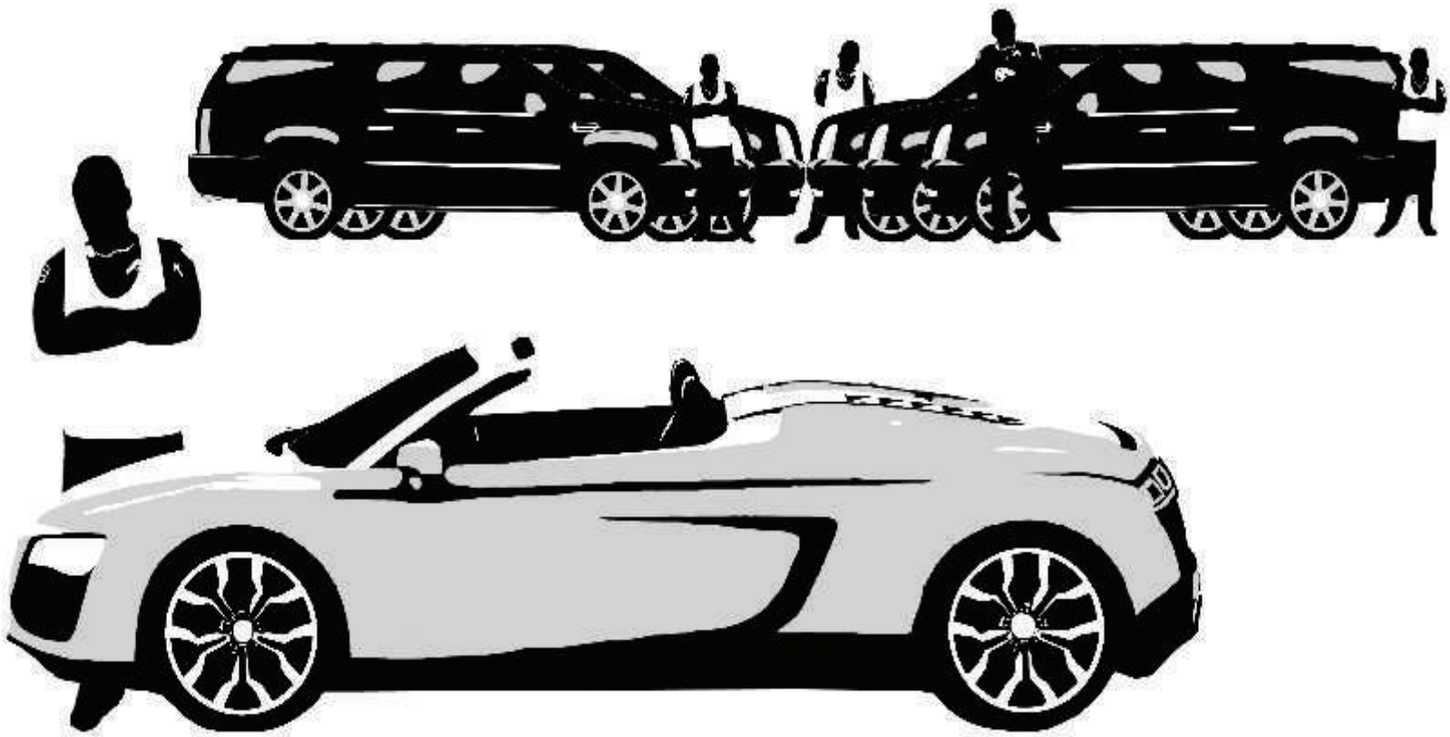
Inzwischen macht er seinen Master in Geschichte und bereitet schon seine Dissertation vor. Er hält in Deutschland Vorträge über französische Kriegsgefangene und in Frankreich über deutsche Paläographie. „Perfekt ist: In der Schweiz arbeiten, im Elsass leben und in Deutschland einkaufen!“ Er lacht. Seine Zeit auf der Schwelle zwischen Leben und Tod ist für ihn noch immer jeden Tag präsent: „Jeden Tag, wenn ich aufstehe, weiß ich, dass ich einen Tag mehr Glück habe.“ Und er hat nicht vor, diesen Tag ungenutzt verstreichen zu lassen. Jüngst hat er mit dem Cello-Spielen angefangen – er, der in einer Country-Band sang, bis sie zu erfolgreich wurde, und unter Herbert von Karajan in Wien Saxophon spielte. Christophe Woehrle hat tatsächlich auch viel erlebt, von dem andere nur gut träumen; und er hat auch das gehört, was andere gerne wenigstens einmal in ihrem Leben hören würden.

„Route 66, USA und Kanada, das wäre schon noch ein Traum … Aber wie soll ich sagen, was ich in zwei Jahren machen werde? Vielleicht treffe ich noch einen Chinesen, der mich nach China einlädt – wieso nicht?“

Ist Christophe Woehrle ein Ja-Sager? „Ein Ja-Sager? Ja, ich denke das könnte man schon so sagen.“

Und er schmunzelt.

Text: Lisa Giersch,
Timotheus Riedel
Foto: Maximilian Krauss



Aufgeatmet

Ich gehöre weder zur mexikanischen Polizei, noch zu einem verfeindeten Kartell. Dennoch kann ich das Gefühl nicht abschütteln, dass diese Menschen vielleicht keinen Grund brauchen, mir etwas anzutun.

Die Sonne scheint mir auf den Rücken und das Rauschen des pazifischen Ozeans unterstreicht die idyllische Urlaubsatmosphäre. Ich genieße jede Sekunde unseres Kurzurlaubs in Acapulco. Die Familie meines Freundes besitzt eine wunderschöne Wohnung direkt am Strand. Abgeschieden vom Massentourismus und den gefährlichen Stadtecken fehlt es an nichts. Ein Pool, falls das Salzwasser in den Augen brennt, Margarithas für zwischendurch und hin und wieder kann man Riesenschildkröten auf ihrem Weg ins Meer beobachten. Trotzdem habe ich heute Lust, etwas mehr zu tun, als nur faul am Strand zu liegen. Mein Freund und ich wollen ins Einkaufszentrum „La Isla“ fahren. Ich brauche dringend eine neue Sonnenbrille. Wir fahren gerade auf das Parkplatzgelände der Anlage, als sich die Miene meines Freundes plötzlich versteinert. Mitten im Satz hört er auf zu sprechen. Irritiert frage ich ihn, ob alles in Ordnung sei. Keine Reaktion. Als ich wieder nach vorne blicke, beschleicht mich eine leise Vorahnung. Bilder aus ähnlichen Situationen, die ich während meiner zwei Semester in Mexiko erlebt habe, schießen mir durch den Kopf. Es ist keine Seltenheit, dass riesige schwarze Geländewagen mit verdunkelten Scheiben plötzlich an der Ampel neben uns auftauchen. Laut dröhnende Rapmusik lässt die Motorhaube beben. Am Steuer ein Fahrer indigener Abstammung mit wüstem Blick. Die volltätowierten Arme und die Goldketten um den Hals erfüllen das Klischee des Drogengangsters. Einmal konnte ich beobachten, wie sich ein Fahrer am Steuer eine Line Koks durch die Nase zieht. An solche Bilder war ich also fast schon gewöhnt.

Heute taucht allerdings nicht nur ein einzelnes schwarzes SUV neben uns auf. Diesmal sind es gleich sechs, die karawanenartig auf das Parkplatzgelände fahren. In ihrer Mitte ein goldener Audi R8 Spyder. Das muss wohl der Anführer sein. Unglücklicherweise entscheiden sie sich, direkt neben uns zu parken. „Fahr wieder rückwärts raus!“, sage ich zu meinem Freund. Aber es ist zu spät. Sie haben uns bereits alle möglichen Fluchtwege versperrt. Mein Freund gibt mir panisch die Anweisung, kein Wort mehr zu sagen. Ich erinnere mich, dass er in der Vergangenheit schon einmal Bekanntschaft mit einem Drogenkartell gemacht hat. Damals ging es gerade nochmal gut. Mir läuft es kalt den Rücken herunter. Leise zischend fügt er hinzu: „Schau nicht in deren Richtung, tu einfach so, als hättest du sie nicht bemerkt!“ Direkt neben meiner Beifahrertür hat sich einer der muskelbepackten Bodyguards positioniert. Wie soll ich aussteigen, ohne ihn zu bemerken? Ich besinne mich zumindest darauf, nichts mehr zu sagen. Mein Freund hat Recht. Mein deutscher Akzent würde die Situation nicht gerade verbessern. Schließlich

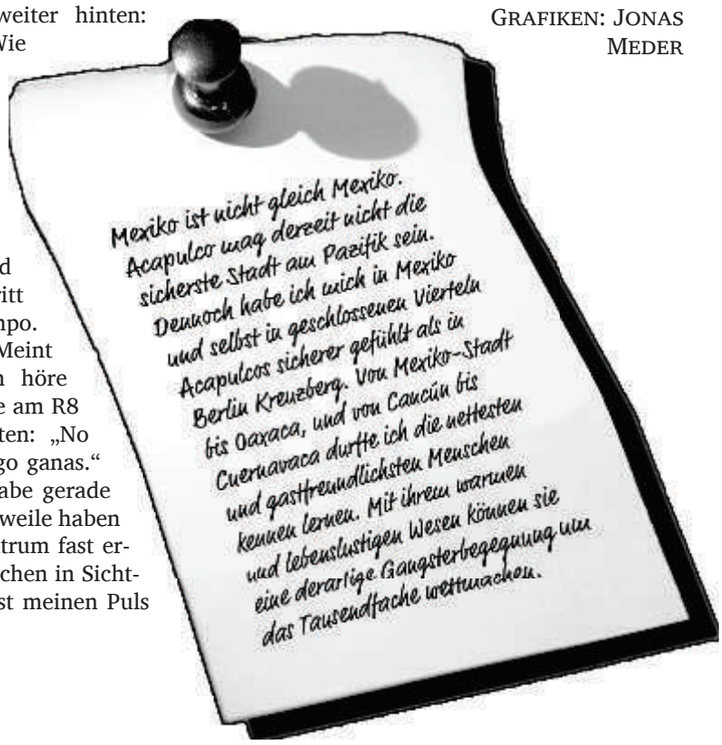
> „Kannst du bitte nie wieder dieses Kleid anziehen?“

reichen schon meine langen blonden Haare aus, um mich als Touristin abzustempeln. Die in mir aufsteigende Angst wird immer größer. Ich habe mal gehört, Touristen werden am häufigsten verschleppt. Ich versuche einen klaren Kopf zu bewahren. Aus welchem Grund sollten sie uns etwas antun? Auch wenn hier der Anführer eines Kartells vor uns steht, der höchstwahrscheinlich Hunderte von Menschenleben auf dem Gewissen hat. Was will er von mir? Ich persönlich stelle doch keine Bedrohung für die Gangster dar. Die Tochter eines millionenschweren, einflussreichen Vaters bin ich definitiv auch nicht. Eine Entführung würde sich also nicht lohnen. Und dennoch kann ich das Gefühl nicht abschütteln, dass diese Menschen vielleicht keinen Grund brauchen.

Uns bleibt nichts anderes übrig, als aus dem Auto zu steigen. Also nehme ich all meinen Mut zusammen und setze eine sichere Miene auf. Mein Freund tut es mir gleich, nimmt mich sofort fest an der Hand und zieht mich entschieden in Richtung Einkaufszentrum. Der Weg vorbei an den Panzerautos und Bodyguards erscheint endlos. Ich kann förmlich spüren, wie mich ihre Blicke ausziehen. „Patricia, reiß dich zusammen und zieh dein Kleid runter!“, denke ich. Es ist bittere Ironie, dass ich mich ausgerechnet heute mit einem schwarzen Minikleid so in Schale werfen musste. Mein Freund dachte wohl dasselbe. Auch er fängt an, an meinem Kleid herumzuziehen; als ob das jetzt noch etwas brächte. Wir passieren gerade den zehnten Bodyguard und sind auf Höhe des Mafiabosses. Er ist circa 1,50 Meter groß und trägt die klassische Gangstermontur: Tattoos, Kettchen und weißes Muskelshirt. Lässig steht er an seinen R8 gelehnt und tippt etwas in sein Handy. Eine große Frau in einem aufreizenden Kleid mit Leoprint hängt an ihm. Er hat seine Hand auf ihrem Hintern, sie küsst ihn ausgiebig am Hals. Oh Gott, wo bin ich hier gelandet? In diesem Moment ruft das Muskelpaket von weiter hinten: „¿Y que tal ella?“ (Wie wär’s mit ihr hier?) Völlig aufs Weiterlaufen fixiert, realisiere ich die Situation kaum. Mein Freund jedoch reißt mich unsanft an sich und trimmt seinen Schritt auf das Höchsttempo. Ich stutze. „Ella“? Meint er etwa mich? Ich höre den Chef der Truppe am R8 gelangweilt antworten: „No wey, apenas no tengo ganas.“ („Nein Mann, ich habe gerade keine Lust.“) Mittlerweile haben wir das Einkaufszentrum fast erreicht. Andere Menschen in Sichtweite zu haben, lässt meinen Puls etwas sinken. Endlich lässt mein Freund meine zerquetschte Hand los und nimmt mich fester in den Arm als jemals zuvor. „Kannst du bitte nie wieder dieses Kleid anziehen?“ Wir beide wissen, was er wirklich damit meint.

Erst eine Woche später wird mir bewusst, wie viel Glück ich eigentlich gehabt habe. In den Nachrichten hieß es, dass am selben Wochenende zwei spanische Touristinnen in Acapulco entführt und ermordet worden waren.

Text: Patricia Kas
Grafiken: Jonas Meder



Anzeige

Aufgewühlt

Oft ist es die Verzweiflung, die Menschen in eine Nervenheilanstalt treibt. Sie verschwindet nicht von einem Tag auf den anderen und kann tiefer sitzen, als Außenstehende erahnen.

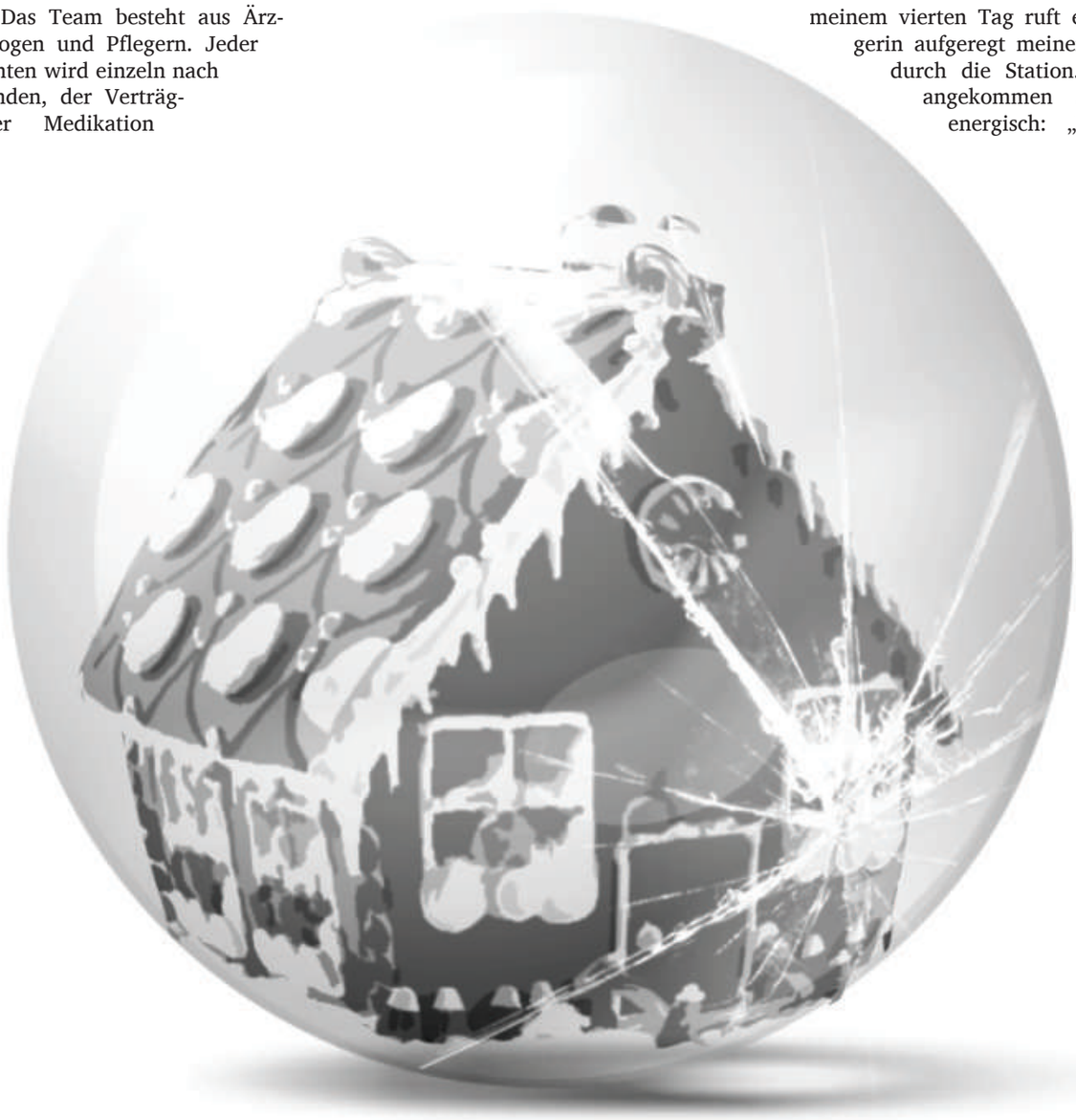
Das Abi in der Tasche und voller Euphorie auf dem Weg in die große weite Welt. Ich bin dabei, in verschiedene Berufsfelder einzutauchen. Das führt mich schließlich zu einem Praktikum auf einer psychiatrischen Akutstation einer Nervenheilanstalt.

In der Psychiatrie

Am ersten Tag komme ich mit meiner postabituriellen Naivität auf die Station und werde direkt mit zur Chefarztvisite genommen. Das Team besteht aus Ärzten, Psychologen und Pflegern. Jeder der 17 Patienten wird einzeln nach seinem Befinden, der Verträglichkeit der Medikation und dem nächtlichen Schlaf befragt. Die meisten Patienten erscheinen mir dabei unauffällig. Vor anderen wiederum fürchte ich mich ein wenig. Zu schwer fällt es mir sie einzuschätzen. Krankheitsbilder wie Schizophrenie, Depression, Sucht und Paranoia sind auf der Station an der Tagesordnung. Der freundliche Chefpfleger erklärt mir Routinen des Klinikalltags und Verhaltensregeln gegenüber der Patienten. Dabei ist es zum Beispiel wichtig die Patienten zu Siezen, um auf Distanz zu bleiben, und so auch die eigene Psyche zu schützen.

Patientenalltag

Ein Teil der Patienten ist kaum älter als ich. Nichtsdestotrotz verbringen sie ihren Alltag in einer komplett anderen Situation hinter verschlossenen Kliniktüren. An meinem vierten Tag ruft eine Pflegerin aufgeregt meinen Namen durch die Station. Bei ihr angekommen sagt sie energisch: „Halt die



Beine fest!“ Ich befinde mich in einem Patientenzimmer inmitten einer Fixierung. Im Klinikbett windet sich die Patientin umringt von drei Pflegern und mir, einer ahnungslosen Praktikantin. Sie strampelt heftig mit Armen und Beinen und schreit lauthals nach ihrer Mutter. Ich halte ihre Beine fest, so dass der Chefpfleger die weißen Manschetten umlegen kann. Zum ersten Mal verstehe ich, dass das kein Akt der Brutalität ist, wie man es aus sämtlichen Horror- und Psychofilmen kennt. Vielmehr wird sie vor sich selbst gerettet, da sie versuchte sich mit einer Gabel selbst zu verletzten.

> Aus heiterem Himmel schnappt sie sich ein Glas, um sich die Arme aufzuschneiden.

Auf dem Boden der Tatsachen

Geschockt und auf den Boden der Tatsachen geholt komme ich meist von meiner achtstündigen Schicht nach Hause. Ich weiß nicht recht, wie ich mit den Erlebnissen aus dieser mir bisher verborgenen Seite der Gesellschaft umgehen soll. Die einstündige Bahnfahrt jeden Tag ist dabei meine eigene Rehabilitationszeit. Ich bereite mich morgens mental auf den Tag vor und verarbeite abends das Erlebte.

Es ist Vorweihnachtszeit. Die Station wird mit Tannenzweigen geschmückt, Adventskalender hängen in den Fluren und Weihnachtslieder sorgen für Gemütlichkeit. Zusammen mit einer Patientin stehe ich in der Stationsküche und bastle an einem Pfefferkuchenhäuschen, ausgestattet mit Glasur und Süßigkeiten.

Aus Gummibärchen entsteht ein kleiner Vorgarten, mit Zuckerwatte wird der Schornstein zum Rauchen gebracht und Puderzucker schneit auf das Dach. Die Patientin an meiner Seite ist einer der schwierigsten Fälle auf der Station. Ein Drittel ihres jungen Lebens verbrachte sie in geschlossenen Kliniken, aber in solchen Momenten kann sie freudig und laut lachen und ihre Probleme vergessen. Ich unterhalte mich bewusst mit ihr über triviale Dinge, um keinen wunden Punkt zu treffen. Doch irgendetwas brodelt in ihr. Aus heiterem Himmel schnappt sie sich ein Glas, schmettert es mit voller Wucht auf den Boden und stürzt sich zu den Scherben, um sich damit die Arme aufzuschneiden.

Wie erstarrt stehe ich in der Küche mit meinem Zuckerguss in der einen und den Gummibärchen in der anderen Hand. Was soll ich tun? Doch das Einzige wozu ich fähig bin ist dazustehen und sie anzustarren. Der Chefpfleger hat den Vorfall mitbekommen und kommt sofort angerannt. Er wirft sich auf die Patientin und drückt ihre Arme auseinander. Ich kann mich schließlich aus meiner Schockstarre befreien und renne los, um Hilfe zu holen. Zusammen mit einer Schwester renne ich den Flur entlang, um der Patientin zu Hilfe zu kommen. Außer Atem stehe ich da, ohne mich wirklich vom Fleck bewegen zu können, während die beiden Mitarbeiter die Patientin in einer Art Schutzumarmung beruhigen. Als sie langsam zur Ruhe kommt, bringen sie sie in das „Dialogzimmer“, wo die Pfleger mit den Patienten Gespräche führen. Durch die Scheibe kann ich sehen, wie die Patientin immer wieder versucht aus dem Raum zu flüchten. Schließlich bleibt sie in sich zusammengesunken auf dem Stuhl sitzen und hält niedergeschlagen ihren Kopf in Händen. Ich fange an die Scherben wegzuräumen, um mich auf irgendeine Art nützlich zu machen, und versuche dabei das eben Erlebte einzuordnen. Dieses Gefühl der Hilflosigkeit und Ohnmacht war mir in dieser Form bisher völlig fremd gewesen. Ich weiß nur, dass ich weder die fachliche Kompetenz noch die nötige Erfahrung habe, um einer solchen Situation gerecht zu werden.

Das Gespräch nach dem Vorfall zwischen dem Chefpfleger und der Patientin dauert mehrere Stunden. Sie soll die Ereignisse durchsprechen, um sie mit dem Pfleger dann gemeinsam zu verarbeiten.

Am Ende meiner Schicht sitzen die beiden immer noch zusammen in dem Raum, in den sie unter starkem Wiederstand hineinbugsiert worden war. Das Ich-kann-die-Welt-erobern-Gefühl von meiner Zeit nach dem Abitur ist wie weggeblasen.

TEXT: HELEN KRUEGER-JANSON
GRAFIK: MIRIAM FISCHER

Anzeige

China Fan Imbiss
seit 1996

Geöffnet Mo. - So.
11 bis 21 Uhr

Supersparkarte
bei uns erhältlich
Sie zahlen nur 20 €
Sie bekommen Ihr Essen für 25 €
Sie sparen 5 €

20 % Rabatt
für Stammkunden
Unbegrentzt gültig

Fischstraße 9 / Am Kranen
96047 Bamberg
Tel.: 0951-22939
Inhaber: Dipl.-Germ. Univ. You Xie
Ehemaliger Student der Uni Bamberg
Für die CSU im Stadtrat Bamberg

PAFFEN
SPORT

Angezählt

Es ist ein seltsames Gefühl, wenn du hustest und plötzlich ist da Blut in deiner Hand. Es ist eine Mischung aus „Oh mein Gott, ich muss sterben“ und „Was bin ich doch für eine harte Sau“.

Ich habe weder im Trainingsbetrieb noch als Zuschauer je schwerere Verletzungen erlebt. Vielleicht bin ich deshalb leicht nervös, aber doch zuversichtlich um sechs Uhr aufgestanden, um zu meinem ersten Turnier zu fahren. Nach dem Wiegen heißt es erst einmal warten. Der Kampf ist erst auf sechzehn Uhr angesetzt. Genug Zeit, um vorher die anderen Kämpfe zu verfolgen. Schon in einem der ersten geht ein schmächtiger Typ zu Boden, als ein Berserker von einem Boxer auf ihn eindrischt wie auf einen nassen Sack Reis. Als einige Kämpfe später ein nicht ganz so schmächtiger Typ einen Volltreffer auf den Kehlkopf abbekommt, und weder sprechen, noch richtig atmen kann, ist es für mich Zeit mich zu verdrücken, um meine Motivation zu erhalten. Es ist tatsächlich wie John Scully, ein amerikanischer Preisboxer, einmal sagte: „Niemand, der noch nie zuvor geboxt hat, kann sich vorstellen, wie die letzte Stunde vor einem Kampf an den Nerven zehrt. Die letzte Stunde genügt, um dich fertigzumachen, egal wie viel Mut, Leidenschaft und Hingabe du besitzt.“

Erste Runde

Du kannst versuchen, fokussiert zu bleiben und dir nicht zu viele Gedanken zu machen, aber der Druck bleibt. Du besprichst noch kurz mit deinem Trainer die Taktik. Dann bekommst du deinen Kopfschutz aufgesetzt, und es geht in den Ring. Auch wenn es nur ein kleiner Ring ist, auch wenn nicht viele Zuschauer da sind: Es ist das erste Mal, dass du ganz allein in der Mitte stehst. Jetzt kommt es nur noch auf dich selbst an. Jemand schiebt dir den Zahnschutz in den Mund. Du kannst endlich deinen Gegner sehen, ihr gebt euch die Hände. Du hörst ein „Ring frei, Runde eins“, den Gong, das „Box“-Kommando des Ringrichters. Und der Kampf beginnt.

Jetzt ist dein Kopf frei. Du siehst deinen Gegner, für Angst ist jetzt kein Platz mehr. Du tust das, was du im Training gelernt hast. Mit der Führhand anboxen, eine erste Links-Rechts-Kombination, bekommst selbst den ersten Treffer ab. So schlimm ist es gar nicht, auch nichts anderes als ein hartes Sparring. Die Konzentration ist in diesen ersten Momenten des Kampfes unfassbar hoch. Selbst ohne dich viel zu bewegen, merkst du wie dein Puls ansteigt. Dein Zeitgefühl ist weg.

In der zweiten Runde verpasst dir dein Gegner einen schmerzhaften Haken an die Herzspitze. Es sticht im Brustkorb, irgendetwas knirscht bei jeder Bewegung und brennt wie die Hölle. Deine Kondition ist weg. Über Monate mühsam antrainiert, und plötzlich ist sie weg. Es ist schwer, überhaupt noch die Fäuste oben zu halten. Der Gong rettet dich in die Pause.

Und dann steht er plötzlich vor dir, dein innerer Schweinehund. Er flüstert dir ins Ohr, wie schön es doch wäre, jetzt aufzugeben. Einfach aufzugeben und die letzte Runde ausfallen zu lassen. Und dann siehst du sie ganz klar: die Grenze - sie ist ganz deutlich. Du überschreitest sie in der Sekunde, in der du trotz deiner Schmerzen noch einmal aus der Ringecke in die Mitte trittst. In der Sekunde, in der du nach einem harten Wirkungstreffer den Schmerz aus deinem Körper presst und noch einmal nach vorne marschierst. Du siehst deinen Gegner - ihm geht es wie dir. Und dann schlägst du, obwohl jeder Muskel und jede Sehne in deinem Körper brennt, obwohl du wie ein Ertrinkender nach Luft schnappst.

Von draußen hörst du einzelne Schreie. „Anboxen, anboxen, links rechts!“ „Jetzt du, jetzt du!“ Beim Boxen ist es wie bei jedem anderen Sport: Die da draußen am Rand wissen alles besser. Aber die da draußen wissen nicht, was du gerade fühlst, deren Mund ist nicht so staubtrocken, als wären sie drei Tage ohne Wasser durch die Wüste geirrt und die da draußen wissen auch nicht, dass du Schmerzen bei jeder Bewegung hast. Du weißt gar nicht, wer da eigentlich schreit und wer gemeint ist. Das, was von deinem taktischen Verstand noch wach ist, versucht etwas von dem Gebrüll umzusetzen.

Erster Schlag

Du siehst wie sich deine Hände bewegen. Ganz langsam, zu langsam, aber der Gegner reagiert auch nur in Zeitlupe und du triffst. Er geht zurück, du gehst nach, hast keine Kraft mehr, der andere kontert und er trifft. Und jeder Schlag trifft ausgerechnet deine lädierte Körperseite und quetscht deinen Brustkorb zusammen, als würde ein Laster darüber fahren.

Dann ist die Runde plötzlich vorbei, eine unglaubliche Last fällt von dir ab. Ihr liegt euch in den Armen. Dein Gegner und du. Hast du das nicht immer für kitschig gehalten? Weiter geht es zur anderen Ecke, „Touch-Gloves“ mit dem Trainer, dem Ringrichter. Du hast auf einmal Platzangst, kriegst keine Luft mit dem Mundschutz, der Kopfschutz schnürt deine Kehle ein, deine Hände stecken in riesigen Handschuhen. Endlich nimmt dir jemand den Mundschutz raus, zieht dir die Handschuhe ab. Du reißt den Kopfschutz herunter und atmest durch, trinkst Wasser in kleinen Schlucken wie ein Verdurstender und kannst nicht fassen, was passiert ist. Du hast es geschafft, das Adrenalin pulsiert noch in deinen Adern, du bist nicht fähig klar zu denken.

Mit wackligen Knien gehst du zum Gegner, oder ist er ein Freund? Es ist lange her, dass du dich jemandem so nahe gefühlt hast, er ist wie ein Bruder. Die Schmerzen in deinem Körper ziehen dich in die Wirklichkeit, aber du bist einfach euphorisch. Kein Weltmeister könnte glücklicher sein als du, dass du diesen ersten Kampf überstanden hast. Und du hast ihn gut überstanden. Gegen einen körperlich überlegenen Gegner hast du durchgehalten, du hast ihm zugesetzt. Keiner fragt, wer gewonnen hat, es gibt nur euch, zwei total erschöpfte Kämpfer – zwei Sieger.

Erster Rückschlag

Mit Schmerzen im Brustkorb landest du schließlich in der Notaufnahme, wo sie dir Blut abnehmen, mit Ultraschall deine Organe checken, dich röntgen und du in einen kleinen durchsichtigen Plastikbecher pinkeln musst. Am Schluss sagen sie dir, die Rippe sei nicht gebrochen, nur geprellt. Wo das Blut herkam? Mein Gott, man kann nicht alles wissen. Mit Ibuprofen schicken sie dich nach Hause. Zwei Wochen später eröffnet dir der Orthopäde deines Vertrauens, dass die Rippe wohl doch gebrochen war und in deine Lunge gestochen hat.

Im Boxen geht es nicht um das Austeilen. Im Boxen geht es um das Einstecken. Du kannst nicht gewinnen, wenn du nicht einstecken kannst. Das ist ein Erlebnis, das deinen Körper und deinen Geist auf das Äußerste beansprucht - eine elementare Erfahrung, ohne Umwege über abstrakte Größen wie Raum oder Zeit, ohne Entfernung, zwischen zwei Menschen. Bei aller äußeren Brutalität bleibt ein Gefühl tiefer Freundschaft und Verbundenheit. Es ist in Wahrheit ein Triumph des Geistes über den Körper, ein Akt des Bewussten, des reinen Willens. Es ist der Sieg über dich selbst.

Text: Ralf Stöcklein
Foto: Manuel Grygier, Larissa Günther

Angepasst

Eine abgeschlossene Berufsausbildung, ein kleines Kind, ein Ehemann im Ausland und ein Vollzeitstudium der Politikwissenschaft. Katja (33) ist keine typische Studentin.

Katja, warum hast du dich nach deiner Ausbildung bei der Bundeswehr und der Geburt deines Kindes für ein Studium entschieden?
Mein damaliger Arbeitgeber hat mich vor die Wahl gestellt, eine weitere Ausbildung zu machen oder dort zu arbeiten. Da ich das Kind schon hatte, habe ich mich aus zeitlichen Gründen für das Studium entschlossen. Das war auch angenehmer und einfacher.

Du warst eine Zeit lang mit deinem Kind allein. Wie schwer war das für dich? Bist du dabei oft an deine Grenzen gestoßen?
Es war schon sehr schwierig, da ich zeitlich einfach immer schauen musste, wie ich alles unter einen Hut bekomme. Ein gutes Beispiel dafür sind die Veranstaltungen in der Uni. Viele Veranstaltungen, die ich besuchen musste, fanden nach 16 Uhr statt. Da die Kinderbetreuung aber nur bis 16 Uhr geöffnet hatte und ich danach für die Betreuung meines Kindes verantwortlich war, konnte ich eben vieles nicht besuchen. Ich habe zuerst die Verpflichtung für mein Kind. Das waren allerdings andere Grenzen als die, die ich schon kannte.

Was für Grenzen waren das genau?
Es waren Grenzen im Studium. Ich hatte den Eindruck, dass es schwer ist, sich in das Studentenleben einzufügen. Durch das Kind bleibt man immer außen vor. Das merkte ich zum Beispiel bei Referaten. Dann musste sich der Mitstudent irgendwie auch an die Zeiten halten, die ich selbst habe. Auch daheim gab es Grenzen, die das Studium beeinflussten. Die allgemeine Lernzeit war stark eingeschränkt. Zwischen 16 und 21 Uhr stand der Kleine im Mittelpunkt. Hausaufgaben oder Material aufarbeiten kam erst danach. Die Nächte dafür zu nutzen, war mir nur bedingt möglich, da mein Kleiner nachts auch gern mal ein bis zwei Stunden wach war und spätestens um 6 Uhr morgens unterhalten werden wollte.

> Durch das Kind bleibt man immer außen vor. ”

Die Wochenenden waren ähnlich, außer dass das Studium dann eben von morgens bis abends hintenan stand. Ich bin leider kein schneller Lerner. Da fällt das Lernen für Prüfungen noch schwerer. Geholfen haben mir in dieser Zeit Freunde, die in einer ähnlichen Situation steckten. Sie haben uns Jakob auch später mal für einen Tag abgenommen, als mein Mann wieder daheim in Deutschland war.

Du hast erwähnt, dass Veranstaltungen nach 16 Uhr nicht von dir besucht werden konnten. Wie hast du dieses Problem gelöst?
Ich schrieb mich für Veranstaltungen ein, die in der Betreuungszeit lagen. Mit Improvisationsvermögen war dann schon einiges möglich. Ich habe mich beim EET-Café am Anfang des Semesters mit einem Dozenten zusammengesetzt und wir sind mein Problem gemeinsam angegangen. Er hat für mich bei einigen anderen Dozenten angefragt, ob es möglich ist, dass ich auch als Erstsemester ihre Veranstaltungen besuchen kann, um so wenigstens auf meine ECTS-Punkte zu kommen. Die meisten meiner Punkte habe ich dann aber über das Pflichtpraktikum in der Politikwissenschaft gemacht. Da wurden mir meine beruflichen Erfahrungen angerechnet.

Wie hast du eigentlich den Kontakt zu deinem Mann über die Entfernung halten können?
Das hing vom Wetter hab. Bei schlechtem Wetter war die Verbindung oft miserabel. Es gab Tage, da konnten wir stundenlang telefonieren und dann gab es Tage, da war ein Telefonat kaum möglich. Wir haben auch geskypt, so oft es geklappt hat. Da er sich als US-Soldat in Afghanistan befand, war es für ihn besonders schwer. Er hat viele Entwicklungsschritte seines Sohnes überhaupt nicht mitbekommen.

Bereust du den Schritt, ein Studium mit Kind angefangen zu haben?
Nein, ich würde es jeder Zeit wieder machen. Trotz der Einschränkungen, die man durch ein Kind hat, war es eine neue Her-

ausforderung, der ich mich stellen wollte. Jetzt werde ich nach Bayreuth wechseln und dort noch mal neu anfangen.

Warum gehst du nun nach Bayreuth und was hast du dort genau vor?

Der Weg von zu Hause nach Bayreuth ist viel kürzer als der nach Bamberg. Ich überlege im Moment noch, was genau ich dort studieren möchte. Vielleicht Lehramt, da ich meine erbrachten Leistungen hier in Bamberg nicht völlig umsonst gemacht haben will.

Inwiefern war das Studieren mit Kind eigentlich schwieriger, als du gedacht hast? Und an welche Dinge hast du vorher nie gedacht?

Es war definitiv schwerer als gedacht. Meine Anfangsvorstellung war, dass der Kleine tagsüber in die Krippe geht und ich dann die Zeit für alles nutzen kann, was ich für die Uni zu tun habe. Und was ich tagsüber nicht schaffen würde, wollte ich dann machen, wenn er schläft. Allerdings spielt das Leben gerne mal anders, als man es plant. Das Kind fühlt sich nicht gut und braucht viel Aufmerksamkeit. Dann fällt die Arbeitszeit nachts weg. Arbeite ich dann trotzdem, bin ich am nächsten Tag übermüdet. Nicht selten bin ich in Vorlesungen eingeschlafen.

Jetzt stehst du noch mal vor einem Neuanfang. Was willst du jetzt anders machen?

Ich will mehr vorarbeiten und nicht alles bis zum Ende rausschieben, die Zeit einfach besser nutzen. In meinem ersten Semester hatte ich am Ende noch zwei Hausarbeiten, die ich schreiben musste. Nebenbei hatte ich eigentlich auch für eine Klausur zu lernen. Das war schon ziemlich stressig. Am Anfang des Semesters will ich die mir zur Verfügung stehende Zeit besser nutzen. Zum Beispiel, um etwas für meine Hausarbeitsthemen zu recherchieren oder mich auf Seminare, Vorlesungen und Klausuren vorzubereiten.

> Nicht selten bin ich in Vorlesungen eingeschlafen.

TEXT: JULIA HENNING
FOTO: JANA ZUBER

INFO

Kinderbetreuung im Studium

KinderVilla an der Universität
Öffnungszeiten: Mo.-Do. 07:00 - 17:00 Uhr, Fr. 07:00 - 16:00 Uhr.
Betreuung: Kinder von zwei Monaten bis sechs Jahren.
Markusstraße 6, 96047 Bamberg
Tel.: 0951-968 30 969
eMail: kindervilla@dwbf.de

Kinderkrippe Krabbelmonster e.V.
Öffnungszeiten: Mo.-Do. 07:45 - 16:15 Uhr, Fr. 07:45 - 14:15 Uhr.
Betreuung: Kinder ab 12 Monaten.
Kaimsgasse 23
Pestalozzistraße 9f
Telefon: 0951-200 436 / 0951/185 071 15
kaimsgasse@krabbelmonster-bamberg.de bzw. pestalozzi@krabbelmonster-bamberg.de

Anzeige

Psychologie Heute Studentenabo

Auch als APP!

+ Berufsratgeber für Psychologie-Einsteiger als Begrüßungsgeschenk
+ 12 Hefte jährlich
+ Kostenfreier Archivzugang + App-Nutzung
+ 20% günstiger: nur € 62,90 (statt € 78,–)

PSYCHOLOGIE HEUTE
Das bewegt mich!

www.abo-psychologie-heute.de

Jetzt abonnieren und Geschenk sichern!

Reinhardt: Psychologie als Beruf
220 Seiten
Broschiert

Psychologie studieren? Und dann? Was kann man mit dem Abschluss anfangen? Eine Menge! Dieses Buch stellt Psychologinnen und Psychologen vor, deren Wissen in den unterschiedlichsten Berufsfeldern gefragt ist.

Welche Grenze würdest du gerne überschreiten?

Umfrage und Bilder:
Natalie Schneider
Grafik: Miriam Fischer

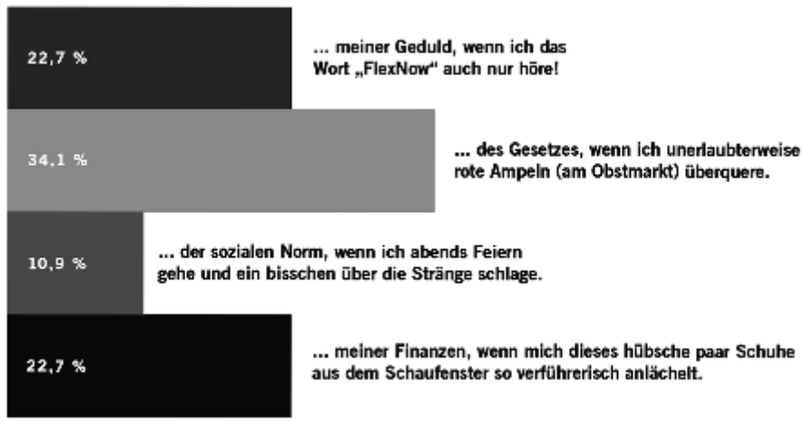
Regina, 29, Soziologie, 11. Sem.
Ich würde gerne die Grenze überschreiten, die mir die Gesellschaft auferlegt. Ich würde mein Kind gerne so erziehen, wie ich es für richtig halte. Kinder werden meiner Meinung nach zu sehr behütet. Man sollte sie laufen und die Welt entdecken lassen. Ich mache das bei meinem Kind in einem gewissen Maße, doch ich würde es gerne noch stärker tun.

Axel, 25, LA Gym, Engl., Sozi, 7. Sem.
Die Äquatorgrenze zu überqueren, wäre für mich eine Grenzüberschreitung. Es fehlten bisher immer die Gelegenheit und das Geld dazu. Südamerika würde ich gerne einmal bereisen, da ich neugierig auf die Kultur und die Leute dort bin. Doch irgendwas kommt mir immer dazwischen.

Marina, 19, BWL, 1. Sem.
Ich würde gerne ins Weltall fliegen. Eine Marsexpedition wäre toll. Fremde Welten finde ich sehr interessant. Bis man das allerdings mal machen kann, werde ich schon tot sein oder es mir nicht leisten können.

OTTFRAGE.
auf Facebook

Im Alltag stoße ich an die Grenzen ...



Wagst du dich auch mal aus deiner „Comfort Zone“ heraus?

Ingo, 30, LA Gym, Engl., Sozi, 6. Sem.
Erstaunlich ist doch heutzutage, dass es kaum mehr Grenzen gibt. Wir haben die größte Freiheit, wenn man das historisch betrachtet und mit den Verhältnissen von früher vergleicht. Deswegen gibt es für mich eigentlich keine Grenzen.

Stanislav, 25, Master BWL, 1. Sem.
Ich würde gerne Bungee springen. Mein Mitbewohner hat das neulich gemacht und ich hätte mich anschließen können. Aber meine Höhenangst stand mir im Weg. Meine Ausrede war, dass es nicht gut für den Rücken ist. Mein Mitbewohner hat erzählt, wie toll es war und ich hab es schon bereut, nicht mitgegangen zu sein.

Benedikt, 22, EES, 4. Sem.
Ich würde gerne mal eine Auszeit nehmen. Die Gesellschaft schreibt einem vor, nach dem Abitur zu studieren oder zu arbeiten. Dem passt man sich an. Doch ich würde gerne mal gegen den Strom schwimmen, ein Jahr ins Ausland gehen und mir Zeit für mich nehmen. Das ist heute meiner Meinung nach nicht mehr möglich. Man darf keine Lücke im Lebenslauf haben.

Unisport ausprobiert:

Lindy Hop

Man nehme eine langjährige Tänzerin, einen Anfänger mit traumatischen Erfahrungen aus dem Standardtanzkurs und eine Stunde Lindy Hop. Ob das gut geht?

Dip, Dip, Lindy Hop

Als langjährige Tänzerin komme ich im Volkspark mit meinem Tanzpartner Max im Gepäck an. Von Max, der mir – mehr oder weniger gegen seinen Willen – von der Redaktion zugeteilt wurde, weiß ich nicht viel mehr, als dass er schon einen Standardtanzkurs hinter sich hat. Ich dagegen als erfahrene Ballett-, Hip-Hop- und Jazz-Tänzerin mit Grundkurs 1 bis Goldstar II in Salsa, Rumba, Jive und Cha Cha Cha müsste dafür eigentlich gut vorbereitet sein. Darum freue ich mich auch schon sehr auf diese etwas andere Paartanzerfahrung.

Let's dance!

Über Lindy Hop ist mir nur bekannt, dass er zu „The Great Gatsby"-artiger Musik getanzt wird. Den Film mit good old Sahneschnittchen Leo fand ich schon mal gut, genauso wie die swingige Filmmusik. Meine nähere Recherche ergab, dass es sich um einen Paartanz handelt, der zu schnellen Rhythmen mit einer Mischung aus Swing und Jazz getanzt wird.

Zum Stundenbeginn erklären die beiden Tanzlehrer Kathrin und Dirk die Schrittabläufe. Ziemlich einfach: Ein Schritt nach hinten, zweimal nach vorne und wieder zweimal zurück. Eigentlich die klassische Jive-Abfolge, fällt mir auf. Max hingegen scheint noch keine Jive-Erfahrung zu haben. Als wir mit dem Paartanz beginnen wollen, bestätigt sich mein Verdacht. Ich möchte ihn jetzt nicht als rhythmusbeschränkt bezeichnen, aber diese mir doch recht banal erscheinende Schrittabfolge scheint bei ihm Verwirrung zu stiften.

Schritt für Schritt

Bei den leichten Vorübungen geht noch alles glatt, doch je komplizierter die Schrittabfolge wird, desto mehr steigt Max Stück für Stück aus. Nun kommen auch noch die Drehungen dazu. Eigentlich ändert sich an seiner Schrittabfolge nicht viel, aber trotzdem brauchen wir mindestens drei Versuche, bis es endlich klappt. Während Max innerlich immer wieder über seine eigene Schrittabfolge stolpert, schaue ich mich im Raum um: Zumindest scheint es den Anderen auch nicht besser zu ergehen als uns.

Am Ende bin ich mehr damit beschäftigt ihn zu führen, als irgendetwas anderes zu tun. Aber immerhin steigt er mir kein einziges Mal auf die Füße. Das rechne ich ihm das hoch an, denn laut Kathrin sind wir sehr weit gekommen.

> Immerhin steigt er mir kein einziges Mal auf die Füße.

Mein Fazit

Auf jeden Fall macht die Tanzstunde großen Spaß. Viel Bewegung, tolle Musik und entspannte Leute. Vor allem die kurzen Einlagen der Tanzlehrer beeindrucken und geben einen Ausblick, was das grobe Ziel des Kurses ist. Tanzanfänger sind hier meiner Meinung nach gut aufgehoben, da mit den absoluten Grundlagen begonnen wird. Aber auch erfahrene Tänzer können erste Eindrücke der interessanten Tanzrichtung Lindy Hop sammeln. Die jazzige Musik geht nicht mehr aus dem Kopf und man will danach nur noch durch die Gegend swingen und bouncen.

Text: Patricia Kas

INFO

Lindy Hop

Tanzkurs Lindy Hop
Leitung: Kathrin Jakob
Mittwochs 20:00 - 21:30 Uhr
Tischtennisraum Volkspark
6 Sitzungen
Kosten: 25 Euro
Eine paarweise Anmeldung ist nicht dringend erforderlich, aber empfehlenswert.

Dap, Dap, Lindy Hop

Ich kann nicht tanzen. Genau das ist mein Gedanke, als ich begleitet von meiner Tanzpartnerin Patricia durch die Eingangstüren am Volkspark laufe. Mit 15 Jahren habe ich mit einer Freundin einen Standardtanzkurs belegt und wenn ich sie heute darauf anspreche, ernte ich einen finsteren Blick, denn die schwarzen Streifen auf ihren roten Schuhen hat sie mir noch immer nicht verziehen. Patricia habe ich das bis zu diesem Zeitpunkt verschwiegen – vielleicht hätte sie sich sonst geweigert, sich mit mir das Tanzabenteuer Lindy Hop zu wagen, von dem ich bisher noch nie etwas gehört hatte.
Jetzt ist es wohl zu spät für sie, mich und ihre glücklicherweise schwarzen Schuhe, denn im Tischtennisraum warten schon ein knappes Dutzend anderer Tanzpaare und Kathrin mit ihrem Tanzpartner Dirk auf uns.

The Great Gatsby

Lindy Hop ist laut unserer Lehrerin Kathrin in den Tanzsälen Harlems im New York der 20er Jahre entstanden. Getanzt vorwiegend von den überwiegend schwarzen Bewohnern des Viertels zur Musik von Big Bands, entwickelte er sich zusammen mit Swing zur Grundlage von Jive und Boogie-Woogie.
Ein lockerer und ausgelassener Great-Gatsby-Tanz, der ganz mit der Musik geht und Freude ausstrahlt. Das führt uns Kathrin nach ein paar einleitenden Worten mit Dirk vor: Die digitale Big Band setzt an und die beiden huschen über das Parkett; schnell, fließend und fast nahtlos. Ich bin beeindruckt von der Harmonie und selbst mir beginnt es in den Beinen zu kribbeln. Die Musik geht ins Blut, steif ist dieser Tanz gewiss nicht!

Hintern raus!

Grundlage aller Schritte ist das sogenannte Bouncen, das federnde Wippen zur Musik. „Ihr habt drei Gelenke: hier, hier und…“, Dirk deutet auf seine Knöchel und Knie, „…hier. Also: Hintern raus!“. Aufgeteilt in Männer- und Frauenreihe wippen und schnippen wir alle nun etwas zurückhaltend in der Hocke. „Wie auf dem Klo“, ruft er uns zu, und sobald ich mich darauf eingelassen habe, macht es richtig Laune. Dap, Dap, Lin-dy-Hop…
Danach dürfen sich die Tanzpaare zusammen in der lockeren Grundhaltung versuchen. Den ersten Schritten kann ich problemlos folgen, auch wenn ich mich dafür konzentrieren muss – vielleicht ist es doch noch nicht zu spät für Patricias Schuhe?

> Ich bin mit den Nerven am Ende.

Als aber die großen Schrittfolgen mit unterschiedlichen Längen kommen, die die Basis für den Breakout und die Drehung bilden, geht es immer schneller voran. Irgendwann stehen mir Schweißperlen auf der Stirn. Zurück, vor, doppelt vor, doppelt zurück, aber diesmal mit links? Oder doch rechts? Während ich Patricia langsam aber sicher die Führung überlassen muss, können sich meine Blicke kaum mehr von unseren Füßen lösen. Bloß nicht drauftreten! Ich gebe mein Bestes und doch fühlt es sich so an, als ob es bei den anderen Paaren besser klappt. Zum Nachschauen fehlt mir die Zeit. Nach 90 Minuten voller Vors, Zurücks und Doppelschritten bin ich mit den Nerven am Ende.

Mein Fazit

Trotz allem macht der entkrampfte Lindy Hop wirklich Spaß und ist es wert, gelernt zu werden. Kathrin und Dirk sind nette und lockere Lehrer, wenn auch für mich als untalentierten – und vor allem unerfahrenen – Tänzer leider ein Schrittchen zu schnell. Sicher ist, dass jeder mit Spaß an Big Bands und einem Händchen für Tanz und Musik in Lindy Hop ein schönes Mittwochabendprogramm findet. Ich für meinen Teil gebe mich aber lieber mit gelegentlichen Trockenübungen zu Hause und der Tatsache zufrieden, Patricias Schuhe bis zuletzt unversehrt gelassen zu haben.

Text: Maximilian Krauss
Foto: Miriam Fischer

Ein Herbst in Brüssel

Bei einem Praktikum im Europäischen Parlament hilft Politikwissenschaftsstudent Tobias Herbst, Grenzen in der große Politik und im kleinen Alltag abzubauen. Ein Erfahrungsbericht.

Ich blicke durch die Scheibe nach draußen, als mein Handy plötzlich vibriert: „Roaming-Gespräche innerhalb der EU nur 28,56 ct/Min abgehend, …“ Jetzt bin ich also in Belgien. Roaminggebühren – eines der wenigen Dinge, an denen ich innerhalb Europas noch merke, dass ich eine Grenze überquere. Doch selbst die Zusatzkosten für die Handynutzung im europäischen Ausland sollen 2016 abgeschafft werden. So will es jedenfalls das Europäische Parlament. Überhaupt steht die Europäische Union wie kein anderes Projekt für den Abbau von Grenzen. Und doch erscheint sie vielen überflüssig und weit weg. Es ist ein Sonntagabend im November. Ich bin im ICE unterwegs in die inoffizielle Hauptstadt dieser EU, auf dem Weg von einem Wochenende in Deutschland zurück nach Brüssel.

Dass ich einfach über die Grenze fahren kann, dass ich in Brüssel kein Geld wechseln muss, dass ich meinem Vermieter gebührenfrei Geld nach Belgien überweisen kann – all das habe ich der Europäischen Union zu verdanken. Eineinhalb Stunden später steige ich am Bahnhof Bruxelles-Luxembourg aus. Er befindet sich direkt unter dem Europäischen Parlament. Dieses gilt mit seinen fünf gläsernen Hochhäusern und den 766 Abgeordneten als demokratisches Herzstück der Europäischen Union. Und genau hier bin ich gerade Praktikant, einer von unzähligen in Brüssel.

Zusammenwachsen durch Grenzabbau

Schon lange wollte ich das Europäische Parlament einmal von innen erleben, weil mich das Projekt Europäische Einigung fasziniert. Oft sorgen Grenzen bis heute für Leid: Sie sind der Anlass für Kriege, Familientrennungen und Menschen, die beim Versuch sterben, sie zu überwinden. Vor über 50 Jahren aber entschlossen sich zuerst wenige, im Lauf von Jahrzehnten dann immer mehr europäische Staaten, die Bedeutung von Grenzen nach und nach abzubauen. Heute gibt es zwischen diesen Ländern keine Zölle mehr und jeder Bürger kann frei entscheiden, wo er leben, arbeiten oder investieren möchte. In allen Mitgliedsstaaten können sich Menschen auf die gleichen Grundrechte berufen. Viele Vorhaben gelten innerhalb der EU für die Bürger aller Staaten. Ich konnte nie akzeptieren, dass es für Menschen einen Unterschied macht, welcher Nation sie zufällig angehören. Die Europäische Integration wirkt dem entgegen – das ist es, was mich fasziniert. Für die Umsetzung all dieser grenzüberschreitenden Ideen ist die Europäische Union der organisatorische Überbau.

Sprache als kulturelle Brücke

Ich sitze im Büro eines deutschen Abgeordneten. Wir beschäftigen uns mit großen Fragen: Soll die Türkei der EU beitreten? Was ist die angemessene Reaktion auf die Entwicklungen in der Ukraine? Wie lassen sich Maßnahmen zur Demokratieförderung in anderen Ländern am besten organisieren? Wir arbeiten an Lösungen, die für alle EU-Staaten verbindlich sind. Auch bei der täglichen Arbeit erlebe ich den grenzüberschreitenden Charakter der EU. Viele Telefonanrufe, die bei uns eingehen, kommen nicht aus Deutschland. Kein Wunder: Die Abgeordneten des Europäischen Parlaments sollen, zumindest

> Nationalitäten sind bedeutungslos.

formal, die Interessen aller EU-Bürger vertreten. Deshalb fragen Radiosender aus Frankreich und TV-Sender aus Österreich für ein Interview an. Innerhalb des Parlaments sind die Abgeordneten nicht nach Nationen organisiert, sondern nach politischen Überzeugungen: Auch in Brüssel gibt es Sozialdemokraten, Grüne und Liberale. Und deshalb ist es für die tägliche Arbeit ganz normal, dass wir nicht nur mit anderen deutschen Abgeordneten zusammen arbeiten, sondern versuchen, viele Unterstützer für unsere Vorhaben zu finden – egal aus welchem Land sie kommen. Ich laufe beispielsweise zu einer britischen und einem niederländischen Abgeordneten, um Unterschriften für einen Änderungsantrag zu sammeln. Im Büro empfangen wir zypriotische und finnische Gäste gleichermaßen. Damit die grenzübergreifende Zusammenarbeit zwischen 28 Nationen funktioniert, wird eine Menge Aufwand betrieben. Wichtige Beschlüsse und Protokolle werden nicht nur in die Arbeits-, sondern in alle 24 Amtssprachen übersetzt und auch Sitzungen simultan gedolmetscht. So kann jeder Abgeordnete in seiner Muttersprache sprechen, allerdings nur bei offiziellen Reden. Ansonsten, etwa in Arbeitsgruppen oder Besprechungen, gilt: Ohne Englisch kommt man nicht weit, auch nicht auf der Weihnachtsfeier unserer Fraktion.

Vorteile im Alltag

Die gemeinsame Sprache trägt dazu bei, scheinbare Grenzen zu überwinden. Das beginnt bei der Wohnung: Mein Vermieter ist Belgier, in der WG lebe ich mit einer Brasilianerin, einer Russin und einem Portugiesen. Wir verstehen uns gut, gehen mal zusammen zum Italiener und sprechen Englisch. Ich lerne andere Praktikanten kennen, im Parlament und außerhalb; viele Deutsche, aber auch zahlreiche aus anderen Ländern. Bevor wir am Freitag in unsere Stamm-Karaokebar gehen, treffen wir uns bei einer Lettin. Am Samstag feiern wir den Geburtstag eines Palästinensers. Nationalitäten sind dabei bedeutungslos.

Wieder sitze ich im Zug: „Nächster Halt: Buttenheim.“ Es ist Gründonnerstag, das Sommersemester hat schon begonnen. Ich bin zurück in Bamberg und gerade auf dem Weg nach Hause. Mir ist klar, dass fast jeder Erasmus-Studierende nach seinem Auslandsaufenthalt solche Geschichten erzählen kann. Und doch stelle ich einen Unterschied fest: Ich habe in der Organisation gearbeitet, die trotz berechtigter Kritik viele solcher Geschichten erst möglich macht. Was für uns heute selbstverständlich ist, geht oft auf Entscheidungen der EU zurück. Unsere Elterngeneration kannte in unserem Alter weder ein Austauschprogramm wie Erasmus noch die Möglichkeit, ohne Kontrollen und Geld zu tauschen Grenzen überqueren zu können. Kleine Vorteile im Alltag, die nicht denkbar wären, ohne dass es in der EU eine grenzübergreifende Zusammenarbeit gibt. Das Überwinden von Grenzen im kleinen Alltag und in der großen Politik: beides habe ich in Brüssel erlebt.

Text: Tobias Herbst
Fotos: Tobias Herbst, Carolin Engmann

INFO

Europawahl

Vom 22. bis zum 25. Mai findet in allen 28 EU-Mitgliedsstaaten die Europawahl statt. Bei dieser werden die Abgeordneten des Europäischen Parlaments gewählt.

Über die 96 Vertreter aus Deutschland wird am Sonntag, 25. Mai, abgestimmt. Von 8 bis 18 Uhr können alle Wahlberechtigten mit amtlichem Ausweis und der Wahlbenachrichtigung wählen gehen. Es gibt genau ein Kreuz zu setzen für eine der 25 Parteien beziehungsweise sonstigen politischen Vereinigungen, die zur Wahl stehen.

Die Europawahl ist wichtig. Das Europäische Parlament ist das einzige direkt gewählte Organ der EU. Es ist eines von zwei gleichberechtigten Organen im euro-päischen Gesetzgebungsverfahren. Das ist vor allem deshalb bedeutsam, weil das europäische Recht großen Einfluss auf deutsche Gesetze hat.

Dennoch war das Interesse an der Wahl in der Vergangenheit verhältnismäßig gering. In Deutschland lag die Wahlbeteiligung zuletzt bei 43,3 Prozent. Im Rest Europas war es nicht viel besser.

Bei der Europawahl geht es um politische Sachfragen wie Gentechnik, Flüchtlingspolitik, Klimaschutz und die Einführung von Frauenquoten. Seit der letzten Wahl 2009 hat Europa harte Krisen durchlebt. Vielerorts wächst die Ablehnung, EU-skeptische Parteien gewinnen an Zustimmung.

Das Ergebnis der anstehenden Wahl gilt daher als richtungsweisend. Soll Europa weiterhin als gemeinsames Projekt vorangetrieben werden? Dafür treten die meisten etablierten Parteien ein. Oder sollen die Staaten wieder mehr Entscheidungen alleine treffen? Sollen statt des Euros wieder separate Landeswährungen eingeführt werden?

Jede Stimme bei der Europawahl bringt deshalb auch eine Meinung über die Zukunft Europas zum Ausdruck.

Darum: Geht zur Wahl am 25. Mai!

Das Bamberg ABC

28 Dinge, die man als Studierender in Bamberg getan haben muss, bevor man sein Studium beendet.

A wie einmal das Anruf-Linien-Taxi kontaktieren und sich dekadent vom Privatchauffeur für ein paar Euro nach Hause kutschieren lassen.

B wie bei einem Spiel der Brose Baskets im Fanblock (Tribüne Süd) die Hymnen mitgrölen und so laut es geht „Defense“ brüllen.

C wie beim Uni-Cup die Freunde anfeuern.

D wie den Dom besichtigen, das einzige Papstgrab nördlich der Alpen finden und den Bamberger Reiter suchen.

E wie Eis auf der Unteren Brücke essen.

F wie zur Feuerzangenbowle im Audimax gehen und auf keinen Fall die Pausenshow verpassen.

G wie Grillen im Hain.

H wie bei den Hochschulwahlen seine studentischen Vertreter wählen.

I wie illegalerweise durch die Innenstadt radeln.

J wie spätestens dann das Ludwig verlassen, wenn der DJ einen Song von Justin Bieber auflegt.

K wie auf einem Keller Schäuferla essen.

L wie Liebe, weil man sich im Studium einmal verlieben muss.

M wie frischen Malzgeruch von der Malzfabrik Weyermann auf dem Heimweg von der Uni schnuppern.

N wie Nacktbaden in der Regnitz.

O wie als Ottfriedredakteur die Bamberger Studierendenzeitschrift mitgestalten.

P wie über die Peniskirche lachen, die eigentlich Ottokirche heißt.

Q wie Quer über den Sportplatz trampeln.

R wie ein Rauchbier VOR dem Schlenkerla trinken. Nur Touris sitzen drinnen.

S wie so richtig im Salino schlemmen: Vorspeise – Hauptspeise – Nachspeise.

Sp wie zur Sportanmeldung um 6 Uhr morgens an der Feki campen.

Sch wie Schwof am Montag im Live.

T wie die Teilbibliothek 1 bewundern und in Harry-Potter-Laune verfallen.

U wie Usi macht Musi besuchen. Die einzige Party IN der Uni.

V wie Klein Venedig bewundern.

W wie eine WG-Party mit peinlichem Motto schmeißen.

X wie ein X-beliebiges Stück im E.T.A.-Hofmann Theater besuchen.

Y wie auf Youtube das Bamberg-Happy-Video belächeln.

Z wie „Bamberg Zaubert“ im Sommer auf dem Maxplatz miterleben.

Text: Anita Richtmann
Foto: Julia Henning

The Chance to Change

„Wir suchen immer Interessierte. Wer Ideen hat, kann sie bei uns umsetzen“, wirbt Max, während er seine Gnocchi isst. „Ob das Essen wohl seinen Prinzipien gerecht wird?“, frage ich mich und futtere meine Spätzle. Es ist Sonntag. Eigentlich wollte er mit mir in die Vegetaria gehen, aber die hat heute zu.
Max Nachbauer ist Vorsitzender des gemeinnützigen Vereins Change e.V., der vor vier Jahren von Bamberger Studierenden gegründet wurde und sich für Entwicklungszusammenarbeit, soziale Gerechtigkeit, Umweltschutz und Nachhaltigkeit engagiert. Die ist Max wichtig, ebenso wie gesunde Ernährung. Er macht keinen Hehl daraus, dass er seine Ideale weitergeben möchte. Er weiß, wovon er redet. Max ist Diplom-Pädagoge und Doktorand an der Bamberg Graduate School of Social Sciences.

Nachhaltigkeit und gesunde Ernährung

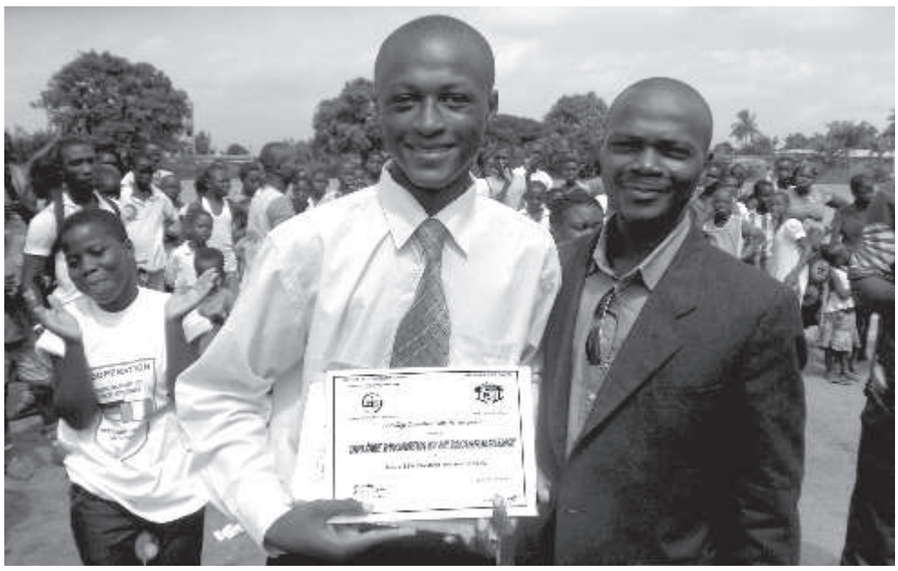
„Müssen wir jetzt wirklich vegetarisch kochen?“, fragt ein Schüler ungläubig. Begeisterung sieht anders aus. Zusammen mit seinen Mitstreiterinnen Anna Dicker, Lehramtsstudentin für Berufliche Schulen, und Katharina Koßner, Masterstudentin für Berufliche Bildung, will Max zwölf Jungs einer elften Klasse nachhaltige Ernährung schmackhaft machen. Es wird diskutiert, es wird eingekauft, es wird gekocht. Und es wird gewitzelt.
Anfang dieses Jahres erprobten die drei Change-Mitglieder ein Projekt zur nachhaltigen Ernährung im gleichnamigen Ökoprofilkurs am Bamberger Dientzenhofer-Gymnasium. Zusammen mit der Lehrerin Margit Sestak wollten sie den Schülern die Bedeutung von nachhaltigem Konsum und gesunder Ernährung, Wissen über Umweltschutz und soziale Gerechtigkeit und nicht zuletzt den Spaß am Kochen näher bringen. Das Interesse der Schule an einer Zusammenarbeit kam nicht von ungefähr: Schon seit 2003 trägt das Gymnasium für sein Engagement bei Umweltschutz und Nachhaltigkeit die Auszeichnung „Umweltschule in Europa“.
„Unser Ziel war es, mit den Schülern zu kochen“, sagt Max, „weil das eben der praktische Aspekt von Ernährungsbildung ist.“ Unterricht kann auch in der Schulküche stattfinden. Doch zu Beginn des Projekts diskutiert die Klasse über die Kriterien Bio, Fairtrade, regional/saisonal und geringe Verarbeitung, die für nachhaltigen Konsum entscheidend sein sollen. Fragen kommen auf: Warum ist das relevant? Was ist wichtiger? Es herrscht Klärungsbedarf. Die Schüler stellen verschiedene Gerichte mit entsprechenden Zutaten zusammen. Für eines sollen sie sich dann entscheiden: mit knapper Mehrheit gewinnt der vegetarische Döner.

Nachhaltige Ernährung als Pflichtfach?

Eine Woche später beginnt der Unterricht im Supermarkt. Bevor eingekauft wird, verschaffen sich die Schüler einen Überblick über das Angebot an Produkten, die die diskutierten Kriterien erfüllen. Sie brauchen Zeit, denn die Vielfalt ist groß. Ebenso die Unsicherheit: „Wo fängt Nähe an?“, fragt sich Schüler Jan, als er einen Blaukrautkopf aus ‚Deutschland‘ findet. Ein paar Tage später wird abgerechnet - mit den Nachhaltigkeitskriterien, mit dem Döner und mit den Pädagogen. Max, Anna und Katharina ist klar: Wenn das Essen nicht schmeckt, können sie ihre Ideen auf den Kompost schmeißen. Die Schüler schnippeln, rühren und kneten fleißig. Sie backen Fladenbrot, stellen selbst Falafel und eine eigene Soße her. „Am Ende hat es allen geschmeckt“, atmet Max auf, obwohl sich manch einer heimlich Fleisch darunter mischen wollte. „Viele Schüler haben nicht damit gerechnet, dass ein vegetarischer Döner so gut schmecken kann.“
Zum Abschluss des Projekts führen alle Beteiligten fünf Tage lang ein Ernährungstagebuch. Das Ergebnis ist eindeutig: Die Schüler ernähren sich größtenteils nicht nachhaltig. „Aber auch wir hatten keine volle Punktzahl“, gibt Max zwinkernd zu. Das Tagebuch half den Schülern, sich einzuschätzen und über die eigene Ernährung nachzudenken. Schüler Marco fordert: „Nachhaltige Ernährung sollte in Bayern Pflichtfach werden!“
Inzwischen haben die Schüler des Dientzenhofer-Gymnasiums ihre Erfahrungen selbst weitergegeben. An der Heidelsteig Grund- und Mittelschule haben sie das von Change initiierte Projekt selbst in einer sechsten Klasse durchgeführt und Schüler Tobias hat den Döner zu Hause für seine Familie nachgekocht. „Ich hoffe, dass noch mehr Schulen Interesse für unsere Projekte entwickeln“, wünscht sich Max. Er lächelt: „Besonders der Kontakt zu den Schülern macht mir großen Spaß.“

Eine Schule in Côte d’Ivoire

Auch Riccardo wünscht sich mehr Kontakt zu Schülern, aber das ist schwierig. Die Schüler, von denen er spricht, leben in Abobo, einem Stadtteil Abidjans in Côte d‘Ivoire, und gehen auf das Collège EPD. Er weiß alles über diese Schule. Mit Stolz



erzählt er von Bildungschancen, von dem neuen Krankenzimmer und den Zukunftsplänen für das Projekt. Mit Change konnte er das nötige Startkapital sammeln, 2010 hat er das Collège EPD dann mit gegründet. Dieses Jahr soll es endlich unabhängig werden.

Riccardo Schreck studiert Diplom-Pädagogik, spricht vier Sprachen, hat in Washington und in Côte d'Ivoire studiert und ist Gründungsmitglied bei Change sowie Vizepräsident der NGO EPD (Education – Paix – Développement).

„Wir wollen so vielen Schülern wie möglich die Chance geben, eine gute Bildung zu erhalten", erklärt Riccardo. In Abobo gebe es viele Zuwanderer aus dem ganzen Land, jedoch nicht genug staatliche Schulplätze. Privatschulen füllen diese Lücke, aber viele einkommensschwache Familien können sich selbst das niedrige Schulgeld des Collège EPD von 60 bis 70 Euro pro Schuljahr nicht leisten. Jeder zehnte Schüler erhält deshalb ein Stipendium. Der Anspruch ist klar: „Jeder, der an die Schule kommen will, soll kommen können."

Zurzeit unterrichten 30 Lehrkräfte circa 400 Schülerinnen und Schüler; im kommenden Jahr sollen es schon 600 bis 700 sein. Moïse war einer von ihnen. 2012 machte er sein Abitur (siehe Bild), heute studiert er Deutsch in Abidjan. „Persönlich hatte ich einige Probleme auf finanzieller und sozialer Ebene", erzählt er, „ aber EPD und die Schule haben mir geholfen; mehr als eine Schule ist sie eine Familie!"

Mehr als Schulbildung

Neben den staatlich anerkannten Abschlüssen bietet das Collège EPD noch weit mehr. So wird zum Beispiel in Kooperation mit dem Roten Kreuz Aufklärung über Schwangerschaft, Krankheiten wie Malaria und die Bedeutung von Hygiene betrieben. Es gibt Clubs für Deutsch oder Theaterspiel und es werden Praktika in lokalen Unternehmen vermittelt, um Schulabgängern berufliche Perspektiven zu geben. „Die Schüler erwerben nicht nur einen Abschluss, sondern auch Fähigkeiten, die ihnen helfen, ihren Alltag besser zu bewältigen", gibt Riccardo zu bedenken.

Als besonders wichtig empfindet er die Kurse für Friedensbildung und Konfliktmanagement. Noch bis 2011 herrschten in Côte d'Ivoire bürgerkriegsartige Zustände und an der Schule kommen Schüler verschiedener ethnischer Gruppen und Religionen aus ehemals verfeindeten Landesteilen zusammen. „Da kann es schon zu Konflikten kommen", erklärt er, „aber wir wollen den Schülern zeigen, dass man unabhängig von seiner Herkunft und Religion erfolgreich zusammenarbeiten kann."

15.000 Euro an Spenden hat Change schon investiert. Allein dieses Jahr wurden eine Bibliothek, Labore für naturwissenschaftlichen Unterricht, sanitäre Anlagen und ein Krankenzimmer, in dem Schüler kostenlos behandelt werden, eingerichtet. Bis 2016 soll sich die Zahl der Schüler weiter erhöhen, es sollen konkrete Angebote für Schulabgänger und im besten Fall sogar neue Schulen entstehen.

Riccardo wirkt zuversichtlich. Dieses Jahr will er sein Projekt zum Abschluss bringen. Allerdings sind weitere 7.000 Euro notwendig, um alle geplanten Investitionen zu tätigen, und die Schule muss genügend Einnahmen erwirtschaften. Erst dann rückt eine dauerhafte Unabhängigkeit des Collège EPD in greifbare Nähe.

Text: Sebastian Burkholdt
Fotos: Change e.V.

Das Change-Arbeitstreffen findet jeden Dienstag um 20 Uhr im Raum KR12/00.16 statt.
Weitere Informationen unter: chancengestalten.de
Hier kann für das Collège EPD gespendet werden:
http://tinyurl.com/nxptg8t

Rezept für einen vegetarischen Döner

Fladenbrot

Zutaten (für 2 große oder 4 kleine Brote): 500g Mehl, 360ml Wasser, 20g Hefe, 10ml Olivenöl, 10g Salz, 8g Zucker, 1 Ei, Sesam, Schwarzkümmel

Zubereitung: Mehl, Wasser, Hefe, Olivenöl, Salz und Zucker zu einem weichen Hefeteig verarbeiten und ungefähr 8 Minuten kneten. Den Teig in eine leicht geölte Schüssel geben und circa 1,5 Stunden ziehen lassen. Den Teig auf eine bemehlte Arbeitsfläche kippen und in 2-4 flache Fladenbrote aufteilen. Dabei behutsam mit dem Teig umgehen, so dass er luftig bleibt. Die Fladenbrote bedeckt weitere 20 Minuten ziehen lassen. Anschließend auf ein mit Backpapier ausgelegtes Backblech legen. Das Ei mit etwas Wasser verquirlen und die Fladenbrote mit dem Ei-Wasser-Gemisch bestreichen. Die Brotoberfläche mit den Fingerspitzen eindrücken, mit Sesam und Schwarzkümmel bestreuen. Weitere 20 Minuten ziehen lassen, in der Zeit den Backofen auf 250°C vorheizen. Die Fladenbrote 7-9 Minuten backen.

Joghurtsoße

Zutaten: 400g Joghurt, 100g Schmand, 2 Knoblauchzehen, 1 Bund Petersilie, 2 EL Olivenöl, Salz, Pfeffer

Zubereitung: Knoblauch schälen und fein schneiden. Petersilie hacken und mit Joghurt, Schmand, Knoblauch, Olivenöl, Pfeffer und Salz in einer Schüssel verrühren. Kalt stellen und gut durchziehen lassen.

Falafel

Zutaten (für 20-25 Falafel): 200g getrocknete Kichererbsen, 1 Zwiebel, 2 EL Zitronensaft, 1 Packung Backpulver, 1 TL Kreuzkümmel, Salz, Pfeffer, Wasser zum Einweichen, Pflanzenöl zum Frittieren

Zubereitung: Kichererbsen 12 Stunden in Wasser einweichen, abgießen und mit einem Mixstab pürieren, bis ein grobes Mehl entstanden ist. Zwiebel schälen und klein schneiden. Diese zusammen mit Knoblauch, Zitronensaft, Backpulver, Kreuzkümmel, Pfeffer und Salz zu den Kichererbsen geben und gut vermischen. Alles noch einmal mit dem Mixstab pürieren, bis ein homogener Teig entstanden ist. Abschmecken und gegebenenfalls abschmecken. Aus dem Teig 20-25 Bällchen formen. Eine Fritteuse oder einen Topf mit Pflanzenöl auf niedriger Temperatur erhitzen. Falafel 2-3 Minuten frittieren, bis sie außen schön braun sind. Die Falafel auf Küchenpapier abtropfen lassen.

Stadtführungen ausprobiert

Bamberg für Fortgeschlemmte

Teil 2 unserer Serie über Stadtführungen in Bamberg: Hörnla, Bier und Zwiebeltreter – oder die Passion Bärbels.

Ich stehe am Grünen Markt und beiße in ein Stück Süßholz, als mir von rechts die Weisheit des Tages ins Ohr schallt: „Naaa, unter Neptunbrunnen kennt den hier kaaner! Des is der Gabelmooo!“. Bärbel (Name von der Redaktion geändert) ist Urfränkin mit bester Ortskenntnis. Deshalb besteht sie auch den fränkischen Vokabeltest ohne Probleme: „Dsälood, ach mei, des is ja einfach.“ Für den Rest der Gruppe, von der gut drei Viertel zu Besuch in Bamberg sind, erklärt Julia, dass es sich dabei um „Salat“ handelt.

Julia, unsere eigentliche Führerin, ist vom Verein „Geschichte für alle e.V.“, der neben dieser noch zehn weitere Themenführungen anbietet. Mithilfe vieler Bilder, Fotos und Abbildungen erklärt sie uns die innovativen Anbaumethoden der Bamberger Gärtner, typisch fränkische Gemüsesorten und die Namensherkunft der „Zwiebeltreter“. Aus ihrer gut gefüllten Mappe zaubert Julia bunte Kärtchen hervor: Wir müssen Gemüsesorten wie „Gedüll“, „Dsiefl“, „Örpfl“ und „Musärol“ erraten und dürfen einige davon als Belohnung auch probieren.

Vorbei an gitarrespielenden Weintrinkern und singenden Studierendengruppen geht es weiter auf die Untere Brücke. Julia plaudert, passend zu ihrem bunten Fischhaarband, über die Fischerei und die Fischerhäuser in Klein Venedig. Auf dem Weg zum Schlenkerla in die Sandstraße hält Bärbel derweil Parallelführungen, um die anderen Führungsteilnehmer an ihrem trivialen Wissen der Geschichte Bambergs teilhaben zu lassen. Als sich Julia wieder Gehör verschafft, erzählt sie uns davon, dass man früher sogar Kindern Bier gegeben hat, weil dessen Qualität besser war als die des Wassers. Auch die Legende um die Entstehung des Rauchbiers darf in einer kulinarischen Stadtführung durch Bamberg nicht fehlen. Leider ist sich die Gruppe einig, dass es nicht schmecke. Gut,

dass Bärbel uns versichert, dies ändere sich ab dem zweiten und ungefragt auf das weniger derbe „Spezi“-Rauchbier verweist. Unsere Hoffnungen auf eine kühle Halbe werden aber leider zu diesem Zeitpunkt noch nicht erfüllt.

Von Bierboykott und Silvaner

Der knallpinken und wasserstoffblonden, aber männlichen Mischung aus Cindy aus Marzahn und Miss Piggy, die plötzlich wie selbstverständlich über die Schulter meines Nebenmannes linst, erging es wohl anders. Dieser schräge Vogel scheint bereits mehrere intus zu haben. Dass er sich von seinem eigenen Junggesellenabschied davongeschlichen hat und lieber Julias Erklärungen lauscht, scheint seine betrunkene Mädelsbande aber wenig zu stören. Während wir ein original Bamberger Hörnla genießen, erfahren wir vom historischen Bierboykott, der auf eine Preiserhöhung von zehn auf elf Pfennig zurückgeht. Im Moment würden wir auch ein Vielfaches des heutigen Preises zahlen, um in den Genuss eines Bamberger Bieres zu kommen.

Ein letztes Mal motiviert uns Julia, noch ein bisschen durchzuhalten. Auch Bärbel treibt uns voran, indem sie uns vor ihrem nicht enden wollenden Monolog flüchten lässt. Im Rosengarten angekommen, kostet die Gruppe stilecht aus Plastikbechern einen echten Bamberger Silvaner. Bärbel probiert zwar nicht, merkt aber an, dass der Weißwein ein schönes Bouquet habe. Ich beschließe, mich Bärbels Erzählschwall über ihren kommenden Frisörtermin zu entziehen und mir einen zweiten Wein zu gönnen. Nach eineinhalb Stunden Führung kehren wir erheitert im Torschuster ein und bestellen alle endlich die langersehnten Halbe - alle außer Bärbel.

Alles in allem war es eine liebevoll gestaltete Führung, die absolut weiterzuempfehlen ist - nicht nur für Ortsfremde und Bierfans!

Text: Anita Richtmann
Foto und Grafik: Miriam Fischer

Hier erfahrt ihr mehr über Führungen in Bamberg und den Verein *Geschichte für alle e.V.*

Kulturelle Köstlichkeiten

Unsere Redakteure schreiben nicht nur, sie lesen, hören und schauen auch: Hier erfahrt ihr, was und wie es ihnen gefällt.

Isabella hört … „You are all I see“, das Debütalbum von Active Child aus dem Jahr 2011. Das Schöne am Internet ist, dass es jedem unbekannten Künstler eine Chance gibt, sich einen Namen zu machen – so wie der Amerikaner Pat Grossi. Der Künstler hinter Active Child geistert seit 2010 durch Musikplattformen wie last.fm und natürlich Youtube. Der frühere Chorknabe findet in seinem ersten Werk eine geschickte Balance zwischen Dream Pop, New Wave und Ambient. Seine Lieder erzählen Geschichten über Liebe und Verrat, Vertrauen und Misstrauen, Entscheidung und Träumerei. Das Besondere an seiner Musik ist nicht nur das Harfenspiel, das ihn vom üblichen Mainstream abhebt: Er schreibt seine Texte aus der Sicht eines Fremdgängers, eines Verräters und eines Träumers, der die Welt mit seinen Farben erfüllen will. Active Child ist für Menschen, die die immer wiederkehrenden, gleichen Floskeln satthaben und Unverbrauchtes suchen. Pat Grossis Musik ist einer der seltenen Glücksfälle, die in jedem von uns für einen kurzen Moment den Glauben aufkommen lassen, dass das Internet doch nicht nur Schrott hervorbringt – sondern auch Musik, nach der es sich zu suchen lohnt.

Text: Isabella Kovacs, Andreas Rossbach, Miriam Fischer
Foto: Jana Zuber

Andy liest… „The Moneyless Manifesto”, ein Buch von Mark Boyle, das zum Querdenken anregt. Mit der Philosophie „Geld ist nicht alles, aber ohne Geld ist alles nichts“ versucht uns der Autor zu erklären, was ihn dazu bewegt hat, sich freiwillig für ein nahezu geldfreies Leben zu entscheiden. Er berichtet von seinen Erfahrungen als Aussteiger: Boyle hinterfragt klassische wirtschaftliche Ansätze und nimmt dabei eine radikal neue Sichtweise ein. Wer nach kreativen und praktischen Lösungen sucht, die es ermöglichen, mit weniger Konsum mehr zu leben, wird hier fündig. Denn Boyle gibt zahlreiche Beispiele, wie sich das einfach umsetzen lässt. Aber Vorsicht! Mark Boyles Ideen sind positiv gefährlich und man sollte sie nur auf eigene Gefahr hin verwirklichen. Alles in allem ist „The Moneyless Manifesto“ ein Buch, geschrieben mit Leidenschaft und herausragender Integrität. Hier geht es um die sozialen, persönlichen, ökologischen und wirtschaftlichen Gründe für den Wechsel hin zu einem Wirtschaftssystem jenseits von Geld. Das Ziel ist ein nachhaltigeres System, in dem man fundamentale Werte miteinander teilt. Seine Idee ist zwar keinesfalls eine neue, doch Boyle ist eines der wenigen lebenden Beispiele dafür, dass es nicht nur möglich ist, ohne Geld zu leben, sondern auch intensiver, realer und umsichtiger.

Miriam schaut… „Stoker“, einen schaurig-schönen Familienthriller des koreanischen Kultregisseurs Park Chan-wook. In Korea ist er den meisten Menschen längst ein Begriff und wurde 2003 mit seinem Rache-Thriller „Oldboy“ auch international bekannt. Sein US-Filmdebüt gab er letztes Jahr mit „Stoker“, einem genre-übergreifenden Familiendrama in düsterer Hitchcock-Manier und Drehbuch aus der Feder des „Prison Break“-Darstellers Wentworth Miller: India (Mia Wasikowska) muss an ihrem 18. Geburtstag ihren Vater zu Grabe tragen, der bei einem mysteriösen Autounfall ums Leben kam. Gleichzeitig taucht Onkel Charlie auf (Matthew Goode) - gut aussehend, charmant, vermeintlich weit gereist. Er kümmert sich um die neurotische, nur mäßig trauernde Witwe (Nicole Kidman), doch sein eigentliches Interesse gilt der zuerst misstrauischen India, die nach und nach die dunklen Seiten ihres Onkels kennenlernt und dadurch selbst ihr düsteres Ich ergründet. Park Chan-wook entführt in eine entrückte Traumwelt, die allmählich zu einem Albtraum mutiert. Trotzdem möchte man daraus nicht erwachen: zu magisch ist das viktorianische Anwesen der Familie Stoker, zu fesselnd die Inszenierung des Morbiden und zu geheimnisvoll erscheint India mit ihrem strengen Mittelscheitel, der weißen Porzellanhaut und ihren gestärkten Kleidern.

Warum ich liebe, was ich tue

Teil 14 unserer Serie über Menschen, die wenig zu klagen haben. Diesmal mit den beiden Besitzern der Dude-Retrolounge Till (Politikwissenschaft, Kommunikationswissenschaft und Wirtschaftsinnovationsgeschichte) und Lars (Germanistik).

Till: Ich hatte keine konkreten Jobvorstellungen, denn mit Politikwissenschaft ist das nicht so leicht. Meine Priorität war immer keinem „Nine to Five"-Job nachzugehen, sondern etwas Eigenes zu machen. Alles was mir Spaß macht kann ich hier ausleben. Angefangen bei der Getränkekarte bis hin zur Einrichtung. Die ist meine kreative Spielwiese. Es macht alles gleich doppelt so viel Spaß, weil ich weiß, dass ich es für uns selbst tue.

> „Ich erwähne das, weil es manchmal auch einen Mann gibt. Ich würde nicht sagen ein Held. Denn was ist schon ein Held? Aber manchmal, da gibt's einen Mann, ich rede hier von dem Dude. Das ist der richtige Mann am richtigen Ort zur richtigen Zeit. Der passt genau da hin. Und so einer war der Dude.
>
> (The Big Lebowski, 1998)

Lars: Ich wollte nie in die Gastronomie. Für mich war aber schon immer klar, dass ich selbstständig sein will, bevor ich mit meinem Studium fertig bin. Allerdings genießen Gastronomen schon immer einen schlechten Ruf. Die Leute stellen sich vor, wir sitzen mit unseren Stammkunden rum und trinken den ganzen Abend Willy. Aber heute ist die Arbeit viel komplexer geworden. Wir müssen immer mit der Zeit gehen. Damit der Laden voll ist, reicht nicht mehr die nette, gutaussehende Frau hinter der Theke, die gut mit den Gästen reden kann. Inzwischen entscheidet das Abendpublikum danach, welche Getränke es gibt, wie die Einrichtung und die Webpräsenz sind und wer sonst noch da ist. Das ist wirklich sehr anspruchsvoll, macht aber auch viel Spaß. Bei unserer Eröffnung im August 2012 waren wir die Ersten, die etwas anderes gemacht haben. Inzwischen gibt es jedoch Konkurrenz. Dadurch will man immer noch einen draufsetzen, der Erste sein und pusht sich somit gegenseitig.

Till: So leben wir von Projekt zu Projekt und müssen stets etwas Neues auf die Beine stellen. Auf positive Art und Weise sind wir dadurch immer getrieben.

Lars: Till und ich sind grundverschieden. Er ist der, der ständig etwas verändern will. Der kreative Kopf, der Bilder, Poster, Flyer, Cocktails und Einrichtung entwirft.

Till: Lars ist eher der klassische Barkeeper, der richtig gut mit den Leuten reden kann und immer ein Gesprächsthema findet. Aber es läuft bestens und im Großen und Ganzen würden wir alles wieder genauso anpacken.

Lars: Natürlich gab es Dinge, die wir am Anfang falsch eingeschätzt haben, weil wir es einfach nicht besser wussten. Aber da-raus haben wir gelernt und bereuen heute nichts. Ich habe mir von Freunden insgesamt 12 000 Euro geliehen. In der Woche vor der Eröffnung kamen da natürlich schon Ängste hoch. Aber mein Lebensmotto ist: Irgendwie wird's schon hinhauen. Und so war es auch. Schon vor der Eröffnung hatten wir eine großartige Resonanz auf unserer Facebookseite und da wussten wir, das wird klappen. Jetzt haben wir gesehen, dass der Job doch mehr Zeit in Anspruch nimmt als wir gedacht hatten. Aufgaben wie zum Großmarkt fahren benötigen gute eineinhalb Stunden. Außerdem putzen wir hier jeden Tag alles selbst. Aber das stört uns nicht.

Till: Offiziell arbeitet jeder von uns zweieinhalbmal die Woche abends hinter der Theke. Aber wir sind unter tags trotzdem ständig hier. Das hat schon viel mit Selbstaufopferung zu tun. Aber selbst wenn du die Toiletten putzen musst, ist das okay. Wir wissen, wir machen das, damit es hinterher sauber ist und die Gäste sich freuen, wenn sie ein sauberes Klo benutzen können. Komischerweise verbringen wir jedoch mehr Zeit hier als am Anfang. Trotzdem waren auch mal zwei Wochen Urlaub für uns beide drin. Das geht schon, wenn man sich abspricht.

Lars: Klar, es gibt immer Dinge, die einen ankotzen. Besoffene Gäste zum Beispiel. Aber damit muss jeder Gastronom klar kommen. Dann gibt es Ausnahmesituationen wie überflutete Toiletten oder einen kompletten Lichtausfall vor den Weihnachtsfeiertagen. So etwas ist erstmal nervig, aber im Nachhinein können wir immer darüber lachen.

Till: Wie damals, als jemand den Zigaret-

tenautomaten so vor die Frauentoilette geschoben hat, dass niemand mehr herauskommen konnte.

Lars: Oder als der Laden einmal so voll war, dass wir eine Einlasssperre verhängen mussten und ein betrunkener Gast die Türinnenseite vollgekotzt hat. Keiner konnte sich mehr bewegen, geschweige denn die Tür öffnen. Ich musste dann von Innen vor der kompletten Mannschaft die Bescherung wegputzen.

Till: Trotzdem ist das Konzept der chilligen Retrolounge voll aufgegangen. Es läuft jazziger, funkiger Sound, der bei einer Unterhaltung nicht stört, den man bei genauerem Zuhören aber gut findet. Die selbe Grundidee hat sich auch bei der Einrichtung durchgesetzt. Die Sofas sind aus dem Altersheim. Eine Oma kam kaum aus ihnen hoch, als wir sie abholen wollten. Die Idee hinter den Kinosesseln war, am Sonntagabend gute Kultfilme zu zeigen. Aber es ist wahnsinnig schwer an Filmrechte zu kommen und das legal zu gestalten. Unsere Favoriten wären dann „Einer flog über das Kuckucksnest“, „Clockwork Orange“, oder natürlich den „Big Lebowski“ gewesen. Letzterer diente nicht nur als Inspiration für die Einrichtung und unseren White Russian „Big Rabowski“, sondern war auch Namensgeber für den Dude.

INTERVIEW: DANIELA WALTER
FOTO: PRIVAT

Warum ich liebe, was ich tue – alle Folgen online: ottfried.de/category/warum-ich-liebe-was-ich-tue

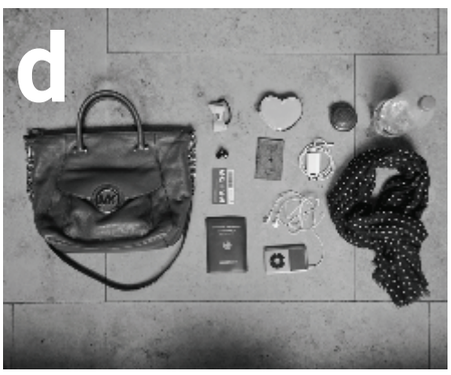
Anzeige

FUNK
BY
OPTIK in der Austraße
96047 BAMBERG TEL 0951 / 20 81 500

San, 21, BWL, 2. Semester

Johanna, 20, ILSM, 1. Semester

Verena, 19, Soziologie, 2. Semester



Ausgepackt

Glaubt man Bruce Darnell, ist die Handtasche einer Frau der natürliche Lebensraum vieler toller Sachen. Wir haben uns ein paar zeigen lassen.

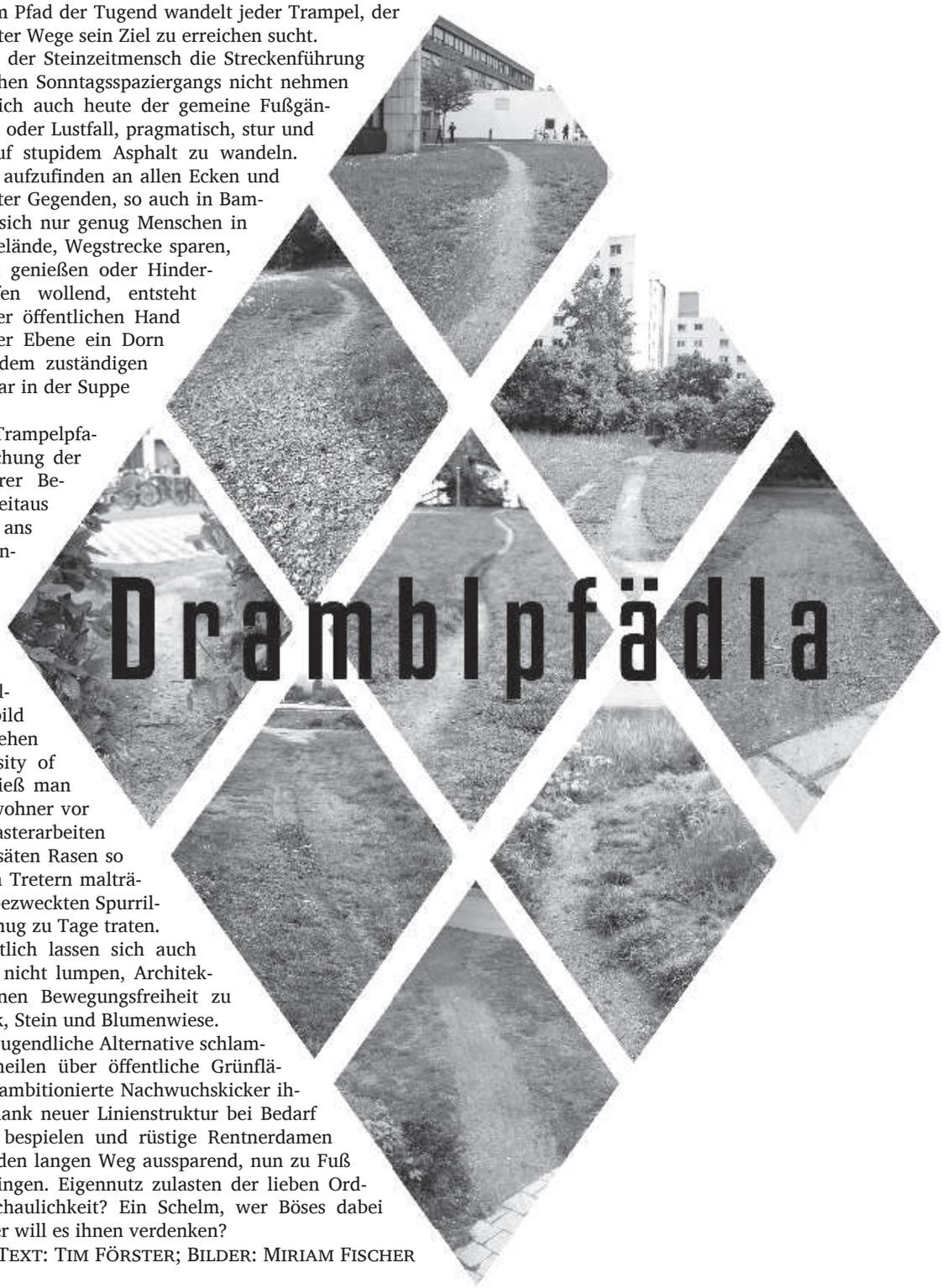
Marlene, 23, BWL, 4. Semester

Merle, 23, Politikwissenschaft, 5. Semester

Wem gehört welche Tasche?

Schick uns deine Zuordnung und deinen Namen bis zum 31. Mai an **raetsel@ottfried.de** und gewinne mit etwas Glück
1 x 2 Kinogutscheine fürs Odeon oder
2 x 1 10-Euro-Gutschein für Salino, Bolero, Calimeros bzw. Brasserie.
Mehr lebende Handtaschen und die Lösungen findest du auf ottfried.de.

Dramblpfädla



Sich auf ausgetretenen Pfaden bewegen, den Fußstapfen anderer folgend, kann doch nur etwas für Trampeltiere sein. Richtig? Falsch! Auf dem Pfad der Tugend wandelt jeder Trampel, der abseits befestigter Wege sein Ziel zu erreichen sucht.
Wie sich schon der Steinzeitmensch die Streckenführung des wöchentlichen Sonntagsspaziergangs nicht nehmen ließ, weigert sich auch heute der gemeine Fußgänger im Bedarfs- oder Lustfall, pragmatisch, stur und phantasielos auf stupidem Asphalt zu wandeln. Das Ergebnis – aufzufinden an allen Ecken und Enden besiedelter Gegenden, so auch in Bamberg. Begeben sich nur genug Menschen in unwegsames Gelände, Wegstrecke sparen, Bequemlichkeit genießen oder Hindernisse umschiffen wollend, entsteht schnell, was der öffentlichen Hand auf kommunaler Ebene ein Dorn im Auge und dem zuständigen Gärtner das Haar in der Suppe ist.
Dabei führen Trampelpfade als Entsprechung der Bedürfnisse ihrer Benutzer meist weitaus geradliniger ans Ziel als konventionelle Geleise. Dergestalt, dass sie manchmal gar für die Einrichtung offizieller Wege Vorbild sind. So geschehen an der University of Oregon. Dort ließ man die Campusbewohner vor Beginn der Pflasterarbeiten einen frisch gesäten Rasen so lange mit ihren Tretern malträtieren, bis die bezweckten Spurrillen deutlich genug zu Tage traten.
Ganz offensichtlich lassen sich auch die Bamberger nicht lumpen, Architekten ihrer eigenen Bewegungsfreiheit zu sein, über Stock, Stein und Blumenwiese.
So dürfen sich jugendliche Alternative schlammiger Flaniermeilen über öffentliche Grünflächen erfreuen, ambitionierte Nachwuchskicker ihren Bolzplatz dank neuer Linienstruktur bei Bedarf auch diagonal bespielen und rüstige Rentnerdamen ihre Einkäufe, den langen Weg aussparend, nun zu Fuß nach Hause bringen. Eigennutz zulasten der lieben Ordnung und Beschaulichkeit? Ein Schelm, wer Böses dabei denkt. Doch wer will es ihnen verdenken?

TEXT: TIM FÖRSTER; BILDER: MIRIAM FISCHER

Dinge, die Bamberg nicht braucht

Die Fußgängerampel am Obstmarkt

Was passierte, schlüge man alle übertriebene Vorsicht in den Wind. Ein Heimweg bei Rotlicht. Eines Nachts in Bamberg.

Ein weiterer, quälend langer Unitag erreicht erfolgreich sein Ende. Die Hörsäle leeren sich und alles strebt nach dem heimischen Ess-, Schreib- oder Wickeltisch. Ich selbst überquere zügigen Schrittes das Kopfsteinpflaster, um am Gabelmoo zur Gruppe derer zu stoßen, die dort mit gleichgültiger Miene den Straßenrand säumen und mit sturem Blick das Leuchtsignal der Ampel taxieren. Es sind Schüler, Studenten, kleine Kinder mit ihren Eltern und verzückte Touristen in blassblauem Poloshirt. Menschen wie du und ich, gewillt und gedrillt, der Ordnung Genüge zu tun und die eigenen Füße eisern im Zaum zu halten, bis der grüne Marschbefehl herüberblinkt. Gut so, tobt doch derweil vor unseren Augen der Bamberger Feierabendverkehr, eine provinziale Rush Hour der Superlative, Peter Nein und Metzger Müller auf dem Nachhauseweg.

Wer brächte da schon die Ignoranz auf, sich aller nötigen Vorsicht zum Trotz in Bewegung zu setzen, die brav Wartenden mit nichts als einem milden Lächeln abspeisend. Was hielte ein solcher (Über-) Querulant von Verantwortung und dem Rechtswesen, träte er doch beides mit seinen voreiligen Füßen? Erschiene es ihm wohl unverhältnismäßig, an einer schmalen, gut einzusehenden Einbahnstraße mit gemütlichem Verkehrsfluss auf grünes Licht zu warten, dessen Sinnhaftigkeit nun mal zunächst das Auftauchen eines Autos erfordert? Dächte er, sich in Kenntnis dieser Umstände als echter Bamberger ausweisen zu müssen, der unberührt die Reihe der Gesetzestreuen verlässt?

Vielleicht käme er zu dem Schluss, all dies gälte nicht für ihn. Vielleicht träfe er die Entscheidung, nicht blindlings trantütigen Ampelanlagen zu vertrauen, im Zweifelsfall lieber dem eigenen Augenmaß, selbst wenn dies hieße, auch mal bei Rot die Zehen auszustrecken. Und vielleicht ließe ihn diese Ansicht irgendwann bei der nächtlichen Heimkehr zu Rad durch die menschenleere Stadt vier Meter auf dem dunklen Pfad der Gesetzesbrecher wandeln, von hüben nach drüben – ihn und zwei Engel der Justitia.

„So, jetzt fahrn Sie mal rechts ran, bidde“, hieße es dann, und ob er denn nicht gesehen hätte, dass die Ampel rot gewesen sei. Doch, gewiss, würde er dann wohl antworten, die Ampel sei rot gewesen, aber die Straße schließlich auch leer. Das sei nicht von Belang, käme es zurück. Um diese Zeit seien ohnehin fast nur noch Betrunkene unterwegs, den Autofahrern sei nicht zu trauen, würde der Polizist am Steuer mahnen, den Motor abstellen und 100 Euro Strafgeld ankündigen. Wie bitte? Ob denn der Umstand, sich der Unbedenklichkeit des Unterfangens vergewissert zu haben, keinen Minderungsgrund darstelle. Mitnichten, schaltete sich nun Polizist Nummer zwei ein. Wer bemerke, dass die Straße leer sei, sehe wohl auch, dass die Ampel Rot zeige und tue besser daran, nun erst recht stehen zu bleiben. Andernfalls drohten 200 Euro Strafe und ein Pünktchen. Man spreche hier von einem vorsätzlichen oder ‚qualifizierten‘ Regelverstoß.

Perplex ob dieser mangelnden Differenziertheit gäbe der Gesetzesbrecher nun wohl entweder klein bei und seine Schelmtaten auf oder schlüge wutentbrannt um sich – eine reichlich unattraktive Lage.

Wie glücklich kann man sich hingegen schätzen, steht man gemeinsam mit freundlichen Mitbürgern unanfechtbar am Straßenrand und wartet geduldig, den Fußgängerüberweg vor dem ersten Auto betreten zu dürfen, das sich am Ende eines quälend langen Unitages vor die Ampel schiebt.

Text: Tim Förster
Foto: Maximilian Krauss

OTTRÄTSEL

„Ich gewinne. Versprochen."

Wenn du weißt, welchen Film wir meinen, dann schreib uns den Titel mit deinem Namen an raetsel@ottfried.de. Einsendeschluss ist der 18. Mai 2014. Zu gewinnen gibt es 2 x 2 Karten für Usi zeigt Movie (Uni-Kino im Feki-Innenhof) am 19. Mai 2014. Gezeigt wird: „Wir sind die Millers".

FOTO: MAXIMILIAN KRAUSS

The Summer of Love

eta hoffmann
theater

ab
6. Juli

Calderón-Spiele

Viel Lärm um nichts

// William Shakespeare

ab
6. Juni

Peace of My Heart

Janis Joplin

// Rainer Lewandowski

theater.bamberg.de

ADALIS®.de Dramaturgie